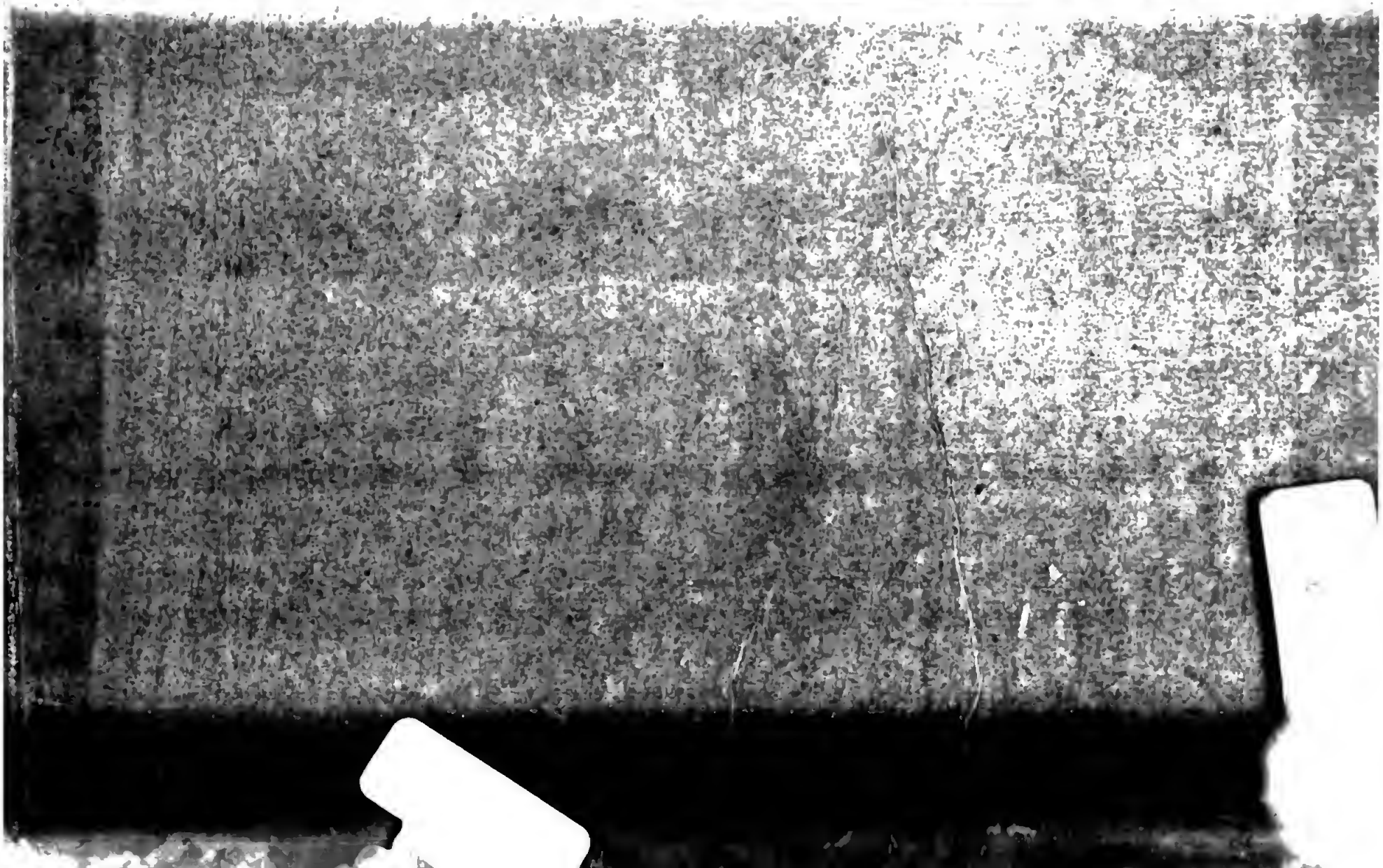


<36609347840011

<36609347840011

Bayer. Staatsbibliothek

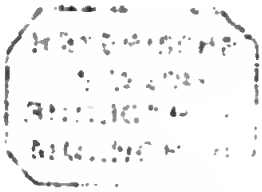
Proofs. 207

Zimmermann

Ug 10 5562 14

R

Digitized by Google



Ueber

Friedrich den Groſſen

und

meine Unterredungen mit Ihm

kurz vor ſeinem Tode.

Von dem

Ritter von Zimmermann

Königlich Groſsbritannischem Leibarzt
und Hofrath.

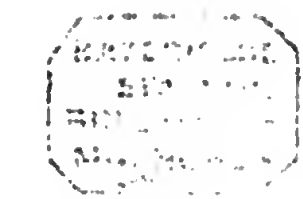
Tout ce que nous avons aimé en Lui, tout ce que nous en avons admiré, ſubſiſte, et ſubſiſtera dans le coeur des hommes, dans l'eternité des tems, dans les annales de l'Univers.

Leipzig

in der Weidmannischen Buchhandlung.

1788.

Bayerische
Staatsbibliothek
München



König Friedrich der Groſſe war tödtlich krank, als Er mich zu ſich nach Sansſouci kommen ließ, und mir in ſiebenzehn Tagen drey und dreiſſig mal erlaubte Ihn zu ſehen und zu ſprechen.

Aller Geiſt und alle Gröſſe ſeiner beſten Jahre ſtrahlte noch aus ſeinen Augen, und machte mich oft ſeinen ganz verwelkten Körper vergeſſen. Es iſt vielleicht doch nicht ganz unwichtig zu wiſſen, was irgend ein Menſch, ſo gering und kurzſichtig er auch immer ſeyn mag, bey dem gröſten Manne, den das achtzehnte Jahrhundert hervorbrachte, in einer ſo feyerlichen und ernſten

Zeit, bey ſo vielen Veranlaſſungen, und ſo ganz kurz vor ſeinem Tode bemerkte. Kammerdiener und Aerzte der Könige, wiſſen wenigſtens oft von der Gemüthsart der Könige mehr, als etwa nach Jahrhunderten ihre beſten Geſchichtſchreiber.

Mehr als ein ganzes Jahr hindurch, war ich feſt entſchloſſen, niemals von dieſer Geſchichte der merkwürdigſten Tage meines Lebens, etwas öffentlich bekannt zu machen. Ich erinnerte mir noch gar zu lebhaft, welche äuſſerſte und auch welche comiſche Empfindlichkeit, meine Unterredung mit Friedrich dem Groſſen im Jahr 1771. erreget hatte! Neuere und noch wichtigere Vorfälle hatten mich belehret, wie unangenehm ſolche Dinge für Menſchen zu ſchlücken ſind, die nicht gerne ſehen, daß andern etwas Merkwürdiges und Schönes begegnet, was ihnen nicht auch begegnet. Ich fühlte wie ſchwer es ſeyn würde, dergleichen Dinge in ſo gelinde und leichte Worte einzukleiden, um nicht die Sache, die an ſich durch

ihr

ihr inneres Gewicht ſchon drückt, durch den Ausdruck noch ſchwerer zu machen. Es ſchien mir menſchenfreundlich, ſolchen Leſern, denen ich eine unangenehme Paſſion erregen müſſe, ſie doch nur ſo gelinde als möglich zu erregen. Dann foderte auch die Klugheit, daß ich ſorgfältigſt vermeide, Recenſenten und Journaliſten Gelegenheit zu geben, von der Sache abzuſpringen, und an irgend einem Nebending zu haken.

Aber bey allen dieſen Betrachtungen, fiel mir auch die Feder aus der Hand. Ich begnügte mich alſo, alle in Zeitungen und Journalen gedruckte Lügen, von Allem was ich bey dieſer groſſen Veranlaſſung gethan und geſagt haben ſoll, wie alles übrige dumme Zeug, alle Neckereyen und Verläumdungen und Lügen aller Art, die ich über mich leſe oder von mir höre, ſtillſchweigend zu verachten.

Ein groſſer Troſt und eine wahre Freude war es ſodann für mich, als ich ſah, wie edel und

männlich der Arzt des Königs, der berühmte Herr Profeſſor Selle in Berlin, von der Krankheitsgeſchichte dieſes Monarchen (**) Alles geſagt hatte, was auf die Nachwelt zu kommen verdient. Der Nachtrag, den ich als Arzt liefern konnte, ſchien mir unbedeutend, und des Aufhebens nicht werth. Eine Menge Dinge die der König, über mancherley gar nicht ſeine Geſundheit betreffende Gegenſtände, mir geſagt hatte, glaubte ich auch, aus mancherley Gründen, nicht erzählen zu müſſen; und viele ſind wirklich von der Art, daß ich ſie in meinem Leben nie erzählen will und kann.

Sodann ſchreckte mich zumal der Abriß von der lezten Lebenszeit des Königs (*) ab, den ein Geſchicht-

(**) Krankheitsgeſchichte des höchſtſeligen Königs von Preuſſen, Friedrichs des Zweyten Majeſtät, von Chriſtian Gottlieb Selle. Berlin 1786.

(*) Memoire hiſtorique ſur la derniere année de la vie de Frederic II, Roi de Pruſſe. Avec l'Avant-

Geſchichtſchreiber und Staatsminiſter von der erſten Gröſſe, der Herr Graf von Herzberg, mit ſeiner Meiſterhand gezeichnet hat. Zwey Tage vor meiner Abreiſe aus Potsdam, den neunten Julius, kam dieſer groſſe Miniſter nach Sansſouci, und wohnte und blieb bey dem König, in vertrautem Umgange, bis an ſeinen Tod.

Häufig hat man mich indeſſen aufgefodert, daß ich doch auch meinerſeits, als Zuſchauer dieſer groſſen Scene, von dem was ich bey dem ſterbenden König ſah und hörte, wenigſtens ſo viel erzähle, als ich etwa davon erzählen könne und dürfe. Meine Abneigung, meine Widerſpenſtigkeit, und die Gewalt meiner Einwürfe und Bedenklichkeiten, blieb ſich immer gleich.

l'Avantpropos de ſon hiſtoire, ecrite par lui même. Lû dans l'aſſemblée publique de l'Academie de Berlin le 25. Janvier 1787. Par le Comte de Herzberg, Curateur et membre de l'Academie.

Aber den dreyzehnten October 1787, fuhr mir der Wunsch dieses Buch zu schreiben, wie ein Blitz in den Kopf, durch den Gedanken: daß, wenn auch schon ein commandirender General die Geschichte einer grossen Schlacht erzählet hat, es doch noch immer angenehm zu hören sey, wie sie ein dabey gewesener Unterofficier oder Soldat erzählet! Allmächtig schien mir dieser Entschuldigungsgrund. Er begeisterte mich auch so, daß ich augenblicklich, den dreyzehnten October, Hand ans Werk legte, und im November war das Buch fertig. Aber, man verstehe mich wohl, und nöthige mich nicht es zweymal zu sagen: als Unterofficier oder Soldat, und auf keine andere Weise, will ich beurtheilet seyn! Aus dieser einzigen Ursache hoffe ich, von meinen günstigen Lesern Vergebung; denn man hat ja izt sogar auch gedruckte Unterredungen zwischen Friedrich dem Grossen und einem Pater Pavian! Wollen aber die gelehrten Herren, auch solcher triftiger

Gründe

Gründe ungeachtet, es mir in allen ihren Journalen von allen Farben, in allen ihren Zeitungen und Recenſionen doch verargen, daß ich ein Buch über Worte Friedrichs des Groſſen ſchrieb: O ſo bitte ich ſie, zu bedenken, daß wir ein berühmtes deutſches Buch haben: **über etwas das Leſſing ſagte!**

Friedrich der Groſſe war von aüſſerſt einſichtsvollen Aerzten lange für unheilbar erklärt, von vielen aus ſeinem Volke beynahe für todt (**) und lange von ganz Europa für ſterbend gehalten,

(**) Beynahe jede Woche kam, den ganzen lezten Winter und den ganzen lezten Frühling des Königs hindurch, eine neue Weiſſagung von Berlin nach Potsdam, die den Tag und die Stunde, da der König ſterben werde, pünktlich beſtimmte. In Potsdam hatte man ein langes Verzeichniß dieſer Weiſſagungen. Die zuverläſſigſten und lezten von allen ſezten den Tod, die eine auf den funfzehnten Junius, und die andre auf den achten Julius.

bevor ich Ihn ſah. Lange hatten ſich die Hofleute in Berlin ſchon ihre Trauerkleider gekauft; mancher ſpeculativer Kopf hatte ſich in gierigſter Hofnung dieſes längſt auscalculirten Todes ſchon Schlöſſer in die Luft gebaut, und unerhörte Glückſeligkeit geträumt: als ich den neunten Junius 1786 beyliegenden Brief (*) von dem König

(*) Monſieur le Docteur Zimmermann. Il y a huit mois que je ſuis ſortement attaqué de l'Aſtme. Les Médecins de ce pays ci me donnent toutes ſortes de drogues, mais qui plus-tôt que de me procurer du ſoulagement, ne ſont qu'empirer le mal. La reputation de votre habileté etant etendüe dans tout le Nord de l'Europe, Je ſerois bien aiſe, ſi vous vouliés faire un tour pour quinze jours dans ce pays ci, pour vous conſulter ſur l'etat de ma ſanté et ſes circonſtances. Il s'entend de ſoi-même que Je vous payerai le voyage et tout le reſte des fraix. Si donc vous y conſentés, je vous enverrai en ce cas une lettre pour ſon Alteſſe Royale le Duc de York, qui vous accordera facilement la permiſſion à vous

König erhielt. Ich erſchrack über dieſen Brief, und beruhigte mich, faſt im gleichen Augenblicke, bey folgenden Gedanken.

Die Vorſehung, dachte ich, ſchicket mir dieſen Ruf, und unter ſolcher Leitung geht man ſicher auf dem gefährlichſten Wege. Es iſt wahr, und ich weiß es ſchon lange, der König hat keinen Glauben an Arzneykunſt und Aerzte. Er hielt von jeher unſere ganze Kunſt für Quackſalberey. Dafür wird Er ſie izt noch mehr halten als jemals, weil ſie Ihn nicht heilen kann. Unheilbar wird Er und muß Er auch ſeyn, weil Ihn ſo aüſſerſt geſchickte Aerzte wie Er hat, nicht geheilet haben. Aber es iſt doch etwas aüſſerſt intereſſantes und lehrreiches, einem ſolchen auſſerordentlich groſſen

vous rendre ici. Et ſur ce Je prie Dieu, qu'il vous ait, Monſieur le Docteur Zimmermann, en ſa ſainte et digne garde.

à Potsdam le 6. de Juin 1786.

Federic.

groſſen Manne in die Augen zu ſehen, in den lezten Stunden ſeines Lebens um Ihn und bey Ihm zu ſeyn. Was iſt dagegen mein gewöhnlichſtes Leben? Ach wie oft kann ich mir am Ende meines Tages weiter nichts ſagen, als heute bin ich ſo viele hölzerne Treppen auf, und ſo viele hölzerne Treppen ab geſtiegen! Jede Gefahr, die mich in Sansſouci umgeben kann und gewiß umgeben wird, iſt doch beſſer als dieſes flache und froſtige Alltagsleben. Hat der König auch den unbezwingbarſten Unglauben an alle Aerzte, wie ich nicht zweifle, ſo habe ich doch einen groſſen Glauben an den König. Er mag mich als Arzt tauſendfach, mit der ganzen Allgewalt und dem ganzen Druck ſeiner Gröſſe verachten, ſo verachtet Er mich doch gewiß nicht als Menſch: denn alle guten und vernünftigen Menſchen, behaupteten doch von jeher bey Ihm ihre Rechte. Am Ende iſt es auch unausſprechlich viel leichter, wie ich aus vieler Erfahrung weiß, mit groſſen

Menſchen

Menſchen umzugehen als mit kleinen. Alſo iſt mir der Umgang mit einem ſolchen Held und König, ſo brummiſch und verdrießlich Er izt auch immer ſeyn mag, nicht fürchterlich. Gewiß und zuverläſſig, denn ich weiß es aus eigener vielfältiger Erfahrung, haben die gröſten Menſchen auf den Thronen, ſo gegründet und laut auch ihre Urſachen zur aüſſerſten und höchſten Menſchenverachtung ſind, etwas liebendes, Sanftes und Mildes im Herzen.

So tröſtete ich mich über meinen ſchreckhaften Ruf nach Sansſouci. Aber ich verſchwieg dieſen Ruf, weil man izt in den Zeitungen poſaunte, wie vortreflich ſich nun wieder der König befinde, wie oft er ſpaziren reite, und wie ganz Er bey der ſchönen Sommerluft wieder auflebe. Dieſe ſchönen Verkündigungen hätte kein Menſch geglaubt, wenn bekannt geworden wäre, daß ich plözlich zu dem König geruſen ward. Auf der Stelle ſchrieb ich, den zehnten

Junius,

Junius, den hier beygefügten Brief an den König (**).

Sehnlichſt erwartete ich des Königs zweiten Brief. Als aber dieſer den ſechszehnten Junius nicht kam, entdeckte ich dem Herzog von York mein

(**) Sire. Je me trouverois le plus heureux des hommes, ſi ma préſence pouvoit etre utile à Votre Majeſté. Dépuis quarante ans je l'ay ſuivie de loin avec le même coeur, avec le quel je vai partir pour Potsdam.

Le Duc de York m'auroit fait partir comme un éclair, s'il ſçavoit ce que Votre Majeſté m'a fait l'honneur de m'ecrire. Mais j'ay crû devoir me conformer exactement aux ordres de Votre Majeſté, puisqu'Elle a jugé apropos d'attendre ma reponſe, avant de m'envoyer Sa Lettre pour le Duc.

Si on etoit bon médecin à proportion du déſir de l'etre, je crois que Votre Majeſté ſeroit guérie au premier inſtant où j'aurai l'honneur de La voir.

J'attends cet inſtant avec impatience, enthouſiasme, et courage.

mein Geheimniß, und Seine Königliche Hoheit vertraute daſſelbe, auf mein Verlangen, an die Königlichen Herren Miniſter, ohne deren Erlaubniß ich mich von Hannover nicht entfernen darf. Endlich erhielt ich wieder, nicht durch eine Staffette und nicht durch einen Courier, ſondern durch die öffentliche Poſt, den zwanzigſten Junius, nachſtehenden zweiten Brief des Königs (*) und verreiste auf der Stelle nach Potsdam.

leiſe

(*) Monſieur le Docteur et médecin Zimmermann. Je ſuis très ſenſible au plaiſir, que ſelon votre lettre du 10 de ce mois, qui vient de m'etre rendüe, vous voulés bien me faire, de venir et de vous arreter quelque tems auprés de moi. Je vous attends donc, et vous envoye ci-joint la lettre pour Son Alteſſe Royale le Duc de York, dont je vous ai parlé cidevant, que vous aurés la bonté de Lui remettre de ma part. Sur ce je prie Dieu, qu'il vous ait en ſa ſainte et digne garde.

à Potsdam le 16. de Juin 1786.

Federic.

Leiſe ſchlich ich mich durch Braunſchweig, Magdeburg und Brandenburg, unter dem Namen eines nach Petersburg reiſenden Kaufmanns. Sogar am Thore zu Potsdam, wo ich in der Nacht vom drey und zwanzigſten Junius ankam, nannte ich zwar meinen Namen; aber als der wachthabende Officier nach der dort eingeführten Art wiſſen wollte, ob ich in meinen eigenen oder in öffentlichen Angelegenheiten nach Potsdam komme, ob ich Aufträge an den König habe, und dergleichen mehr, ſagte ich: ich ſey blos als ein Reiſender hier, und einzig und allein in der Abſicht nach Potsdam gekommen, um Potsdam meiner Frau zu zeigen!

Aber kurz vor Mitternacht, als ich ſchon mit meiner Frau im Wirthshauſe war, gieng plözlich und mit einem Donnerſchlag, unſere Thür auf. Ein junger Officier von dem erſten Bataillon der Garde trat herein, und fragte mich raſch und peremptoriſch: ob ich auf Befehl des Königs hier ſey?

Das

Das ſchien mir, unter ſolchen Umſtänden, eine ſonderbare Frage von einem Lieütenant. Ich fragte alſo eben ſo peremptoriſch: Mein Herr, fragen Sie mich ſo, auf Befehl des Königs? Ja, ſagte der Lieütenant; alſo Ja ſagte ich auch, und zu flog die Thür mit einem leiſern Schlag. Was ich an dem Thore und im Wirthshauſe den Officieren geantwortet hatte, ward dem König den andern Morgen um vier Uhr, wörtlich und pünktlich gemeldet; und allerdings hatte der König befohlen, daß Ihm meine Ankunft gleich gemeldet werde. Lieb war mir das, denn der König ſah doch, aus meinen Antworten an ſeine Officiere, meine Verſchwiegenheit und Diſcretion; und in der Folge hatte ich Gelegenheit davon Proben abzulegen, die dem Könige nicht misfielen.

Vier und zwanzigſter Junius. Dieß war der erſte und ſchrecklichſte Tag meines Aufenthaltes bey dem König. Es war einer der allerſchreck-

haftesten und schauderichsten Tage meines Lebens. Kein anderer Tag von allen, die ich bey dem König zubrachte, war diesem gleich; die meisten flossen sanft und stille dahin.

Der König ließ mir, um halb sechs Uhr des Morgens, durch einen seiner Jäger sagen: Er höre daß ich in Potsdam angekommen sey, und wünsche mich diesen Morgen um acht Uhr zu sehen. Ich begab mich um halb acht Uhr, mit grosser Bewegung meiner Seele, aber doch heiter und froh, nach Sanssouci. Als ich ausser dem Brandenburgerthore war, und nun auf dem mir bekannten einsamen Wege, an dem egyptischen Obelisk vorbey, gegen den Hügel von Sanssouci fuhr, warf sich mein Herz mit dem höchsten Feuer und mit der höchsten Inbrunst nieder vor Gott. Wie ich, in diesen Augenblicken betete, ward vielleicht nie auf diesem Hügel gebetet. Als ich oben auf dem Hügel vor der kleinen Wohnung des grossen Königs ankam, umgab mich da, nah und

fern,

fern, die feyerlichſte Stille; ich erblickte nichts als Einſamkeit und Ruhe.

Ein Herr, den ich nicht kannte, führte mich in das Zimmer, wo die geheimen Secretaire oder geheimen Kabinetsräthe des Königs beym Anbruche des Tages izt gewöhnlich hinkamen. Er ſagte mir, ich möchte da warten, bis der Kammerdiener des Königs komme, der mich dann gleich zu ſeiner Majeſtät führen werde. Indeſſen blieb dieſer Herr bey mir, und ich kam mit ihm in ein ſehr ſeltſames Geſpräch. Er fragte mich, auf Verlangen verſchiedener Perſonen in Berlin, die meinen mediciniſchen Rath haben wollten: wie lang ich in Potsdam bleiben, und ob ich nach Berlin kommen werde? Er hatte auch, in ſeiner Taſche, ein Gedicht der Frau Karſchinn über meine Ankunft in Potsdam.

Geheimnisvoller hätte ich mich, wegen meines Rufes nach Potsdam, nicht betragen können, als ich mich dabey, und auf der ganzen Reiſe betrug,

ſagte ich; und wie iſt das möglich, mein Herr, daß Sie vollends ſchon ein Gedicht der Frau Karſchinn, auf meine Ankunft in Potsdam in der Taſche haben?

Lächelnd erwiederte mir der Herr: die ganze Stadt Berlin wiſſe, ſeit einigen Wochen, daß mich der König zu ſich gerufen habe; und, weil ich nicht gekommen ſey, ſo habe man in Berlin verſichert, ich habe dem König geſchrieben; ich ſey im Pyrmont, und könne nicht kommen!! —

Vor Erſtaunen war ich nun faſt auſſer mir, weil ich glaubte, hier in Sansſouci, ſtehe ich doch auf dem geheimnisreichſten Fleck von ganz Europa! Am Ende erklärte ſich aber die Sache ſehr natürlich. Die Nachricht, daß mich der König gerufen habe, gieng in den Kanal durch den Alles in der Welt geht, und durch den Alles in die Welt kommt. Eine ſehr vornehme Dame, die Schweſter eines Herrn der wiſſen konnte daß der König an mich geſchrieben hatte, erfuhr dieß ingeheim, und ſo

erfuhr

erfuhr es dann auch ingeheim, der ganze Hof und die ganze Stadt Berlin.

Aber, mein Herr, wie befindet ſich der König, und wer iſt des Königs Arzt? Der König, erwiederte mir der Herr, befindet ſich ſehr ſchlecht, und Er hat izt keinen andern Arzt, als ſeinen Kammerhuſar.

Sein Kammerhuſar iſt ſein Arzt? Ja, und dann zwiſchendurch und zuvorderſt auch der König ſelbſt. Dieſer Kammerhuſar iſt der erſte Kammerdiener des Königs. Er heißt Herr Schöning. Sehen ſie, da kommt Er, und führet ſie izt gleich zu dem König.

Herein trat Herr Schöning, begrüßte mich artig und höflich, aber ſehr ernſthaft, und mit groſſer Beſonnenheit. Ich dachte in dieſem Augenblicke: zunächſt nach dem König, muß ich doch hier mit Herrn Schöning am beſten ſtehen. Alſo faßte ich mich auch zuſammen, und ſagte und that alles was mich Menſchenkenntniß und Menſchen-

erfahrung in meinem ganzen Leben gelehret hatten, um izt, ſo gut ich konnte und vermochte, den Herrn Kammerhuſar zu ſtudiren und zu gewinnen.

Herr Schöning zeigte ſich mir auch bald wie er iſt. Ich fand an Ihm, einen Mann von Verſtand, Gefühl, und Klugheit, der mit groſſer Ueberlegung, aber wahr, und ſehr gut ſprach. Er ſchien den König durch und durch zu kennen. Bald zeigte ſich mir Herr Schöning auch als ein Herzensfreünd des ſchon ſeit geraumer Zeit von dem König verabſchiedeten Herrn Profeſſors Selle in Berlin. Dieß vermehrte die gute Meinung die ich ſchon von Herrn Schöning hatte, denn dieß war nicht Hofmanier. Aber weil es ihn doch verdrieſſen mußte, daß ich, als ein Fremdling, izt in die Stelle ſeines Herzensfreündes bey dem König trat: ſo machte dieſer Gedanke, oder vielmehr dieſer Argwohn, mich gleich mit ihm, und in Abſicht auf Alles was ich ſprach und that, äuſſerſt behutſam.

An

An Herrn Schönings Seite, gieng ich nun bis in das lezte Vorzimmer, vor die offene Thür des Königs. Da ſah ich, unmittelbar vor der Thür des Königs, auf einer Commode, an eben der Stelle, wo ich im Jahre 1771 zwei Portraite Kaiſer Joſephs des zweiten in gleicher Lage gegen einen Spiegel hingeſtellet fand, ein ſchönes und groſſes Portrait dieſes Kaiſers. Hier fragte ich noch einmal, im ſchnellen Vorbeygehen, mein Herz: wie iſt dir zu Muthe? Es war mir wohl — im Andenken der Gedanken und Empfindungen die ich hatte, als ich, den egyptiſchen Obelisk vorbey an den Hügel von Sansſouci kam; und ſo trat ich vor den König.

Auf einem groſſen Lehnſtuhl, mit dem Rücken gegen die Wand wo ich herein trat, ſaß der König. Er hatte einen alten, groſſen, ſchlichten, vor Jahren abgetragenen Hut mit einer eben ſo alten weiſſen Feder, auf dem Kopf. Er war gekleidet in ein Caſſakin aus helleblauem Atlas, vorne her-

unter ganz von ſpaniſchem Taback gelb und braun gefärbt. Uebrigens war Er in Stiefeln. Er lehnte ein erſchrecklich geſchwollenes Bein auf ein Tabouret; das andere hieng.

Aüſſerſt gnädig und freündlich nahm der König ſeinen Hut ab, und ſagte mit einer entzückend angenehmen Stimme: Monſieur je vous remercie bien de la complaiſance que vous avés bien voulu avoir de venir ici, et de la promptitude avec laquelle vous avés fait votre voyage.

Das Gefühl hatte ich nun eben nicht, daß ich geſchwind gereiſet ſey. Aber ich dachte, der König wird wohl wiſſen, daß man izt, bey dieſer trockenen Witterung, im Brandenburgiſchen allenthalben im Sande ſtecken bleibt; wird auch wohl wiſſen, wie lahm die Poſtpferde in dieſen Gegenden ſind; und alſo machte ich, meiner Schneckenſchritte wegen, keine Entſchuldigung.

Der Herzog von York, ſagte ich, hat mir aufgetragen Eüer Majeſtät dieſen Brief zu überreichen.

Der

Der König las den Brief, und nun kam es zu folgender Unterredung.

König. Ich bin dem Herzog von York sehr verbunden, daß er Sie (**) hat wollen hieher kommen lassen.

Ich. Der Herzog von York wünschet eben so herzlich als ich, daß mein Hieherkommen für Euer Majestät nützlich seyn möchte.

König. Wie befindet sich der Herzog von York?

Ich. Sehr gut. Er ist immer freüdig, lebhaft, und feüervoll.

(**) Dieses Sie statt Ihn, und das so oft wiederkommende Sie statt Er, wird manchem Pedanten, in Augen und Magen und Bauch, so weh thun, daß Er gewiß alles übrige was er etwa hier sehen könnte, darüber nicht sehen wird. Der König nannte mich weder Er, noch Ihr, noch Du; denn Er sprach immer und ohne Ausnahme Französisch mit mir, und bediente sich also immer des Wortes vous, das übrigens jeder übersetzen mag wie es ihm beliebt.

König. Ich liebe den Herzog von York so zärtlich als irgend ein Vater seinen Sohn lieben kann.

Ich. Der Herzog fühlet sehr lebhaft den hohen Werth der Gesinnungen, womit Euer Majestät ihn beehren.

König. Sie sehen mich sehr krank.

Ich. Den Blick Euer Majestät, finde ich seit funfzehn Jahren da ich die Ehre hatte Sie hier zu sehen, nicht verändert. In den Augen Euer Majestät sehe ich keine Verminderung ihres Feuers und ihrer Kraft.

König. O ich habe sehr gealtert, und bin sehr krank.

Ich. Deutschland und Europa werden nicht gewahr, daß Euer Majestät alt und krank sind.

König. Meine Geschäfte gehen ihren gewöhnlichen Weg.

Ich. Euer Majestät stehen des Morgens um vier Uhr auf, und verlängern und verdoppeln dadurch ihr Leben.

König.

König. Ich stehe nie auf, denn ich gehe nie zu Bette. In dem Lehnstuhl, wo sie mich sehen, werden meine Nächte hingebracht.

Ich. Euer Majestät schrieben mir: das Athemhohlen werde Ihnen seit sieben Monaten sehr beschwerlich.

König. Engbrüstig bin ich, aber die Wassersucht habe ich nicht. Sie sehen indessen wie meine Beine geschwollen sind.

Ich. Wollen Euer Majestät erlauben, daß ich ihre Beine etwas näher besehe?

(Nun ward Herr Schöning gerufen, der an der offenen Thür des Vorzimmers stand, damit er dem König die Stiefel ausziehe.)

Ich kniete an die Erde, besah die ganz bis an die Lenden mit Wasser angefüllten Beine des Königs — und schwieg!

König. Ich habe keine Wassersucht.

Ich. Mit der Engbrüstigkeit verbindet sich oft starke Geschwulst in den Beinen. Wollen

Euer

Eüer Majeſtät erlauben daß ich ihren Leib befühle?

König. Mein Leib iſt izt dick, weil ich aufgebläht bin. Da iſt kein Waſſer.

Ich. Ausgeſpannt iſt der Leib, aber nicht hart. Darf ich den Puls Eüer Majeſtät unterſuchen?

Der Puls war voll, ſtark, und ſehr fieberhaft. Sehr beklommen war der König auf der Bruſt, und Er huſtete unabläſſig.

Ich. Der Puls iſt nicht ſchwach.

König. Man kann mich nicht heilen. Nicht wahr?

Ich. Erleichtern, Sire!

König. Was rathen ſie mir?

Ich. Vorerſt nichts. Aber ſogleich werde ich mir die ganze Krankheitsgeſchichte Eüer Majeſtät von ihrem Kammerdiener erzählen laſſen, und alles leſen was die Aerzte Eüer Majeſtät darüber geſchrieben haben. Dann werde ich die Ehre haben meine Meinung zu ſagen.

König.

König. Recht ſo. Schöning iſt von Allem unterrichtet.

Nun nahm der König ſehr freündlich den Hut ab, und ſagte: Ich danke ihnen nochmals, daß ſie haben hieher kommen wollen; haben ſie die Güte dieſen Nachmittag um drey Uhr mich wieder zu beſuchen.

Mit Herrn Schöning gieng ich nun wieder nach dem Zimmer der geheimen Kabinetsräthe auſſerhalb des königlichen Schloſſes. Meine Meinung ſagte ich nicht. Aber daß bey dem König die Waſſerſucht, nicht nur in vollem Anzuge, ſondern wirklich vorhanden ſey, daran hatte ich gar keinen Zweifel. Sehr verdächtig war mir auch der Zuſtand der Bruſt, nicht nur etwa wegen der Engbrüſtigkeit, die auch anderswo ihren Siß haben kann, oder wegen des Waſſers das ſich dort mochte geſammelt haben, ſondern auch wegen eines Geſchwürs, das mich der heftige Huſten, und der fieberhafte Zuſtand, befürchten ließ. Was

ich

ich dem König über seinen seit 1771 unveränderten Blick gesagt hatte, war insoweit wahr; aber auch nicht viel gesagt. Das Gesicht war nicht nur sehr blaß und mager, sondern zumal von der weißgelben Bläſſe, welche nicht nur die übelste Beschaffenheit der Säfte sondern auch der festen Theile anzeigt, und unter solchen Umständen von der übelsten Bedeütung ist. Auch die Hände fand ich äüſſerst entfärbt, mager, und dürr; den Leib sehr stark, und die Beine bis ganz oben an die Lenden so fürchterlich geschwollen als nur irgend Beine geschwollen seyn körnen.

Alle den Zustand des Königs betreffende Papiere, wurden mir von Herrn Schöning vorgeleget. Sie bestanden in einer groſſen Menge von Briefen an Herrn Schöning, von Herrn Professor Selle in Berlin. Dieser vortrefliche Arzt war mit Herrn Schöning über den Zustand des Königs beynahe in täglicher Correspondenz; vieles aus diesen Briefen ward vormals dem

König

König erzählet. Sodann zeigte mir Herr Schö-ning auch, eine etwas lebhaft gewordene Corre-ſpondenz zwiſchen dem eigentlichen Arzte des Kö-nigs, Herrn Selle, und dem Herrn Geheimenrath und Leibarzt Cothenius. Aus allem ſah ich, daß Herr Selle auf eine ganz unverbeſſerliche Weiſe den Zuſtand des Königs, ganz von Anfang her bis ans Ende, beobachtet, beurtheilt, und behan-delt hatte. Mit Schrecken hörte ich aber auch: der König habe die allerausgeſuchteſten und ſeinem Zuſtande angemeſſenſten Arzneyen, nie über ein-mal oder zweymal gebraucht; Er ſey äuſſerſt ein-genommen gegen alle Arzneymittel, mit Aus-nahme eines gemeinen Digeſtivpulvers, eines klei-nen Pulvers aus Rhabarber und Glaubers Salz, und einiger anderer Kleinigkeiten, an die Er einzig und allein glaube und denen Er einzig und allein traue. Ueber alle Begriffe gehe ſodann die Un-mäſſigkeit des Königs im Eſſen. Nichts gleiche dem Feuer, womit man alle ſeine Speiſen würze,

und

und womit Er täglich ſeine Eingeweide verbrenne. Die unverdaulichſten Speiſen ſeyen ſeine liebſten Speiſen; nichts eſſe Er, zum Exempel, lieber als Preuſſiſche Erbſen, die härteſte Art von Erbſen in der Welt: Erbſen von denen man ſogar in Niederſachſen und vollends in Weſtphalen ſagen würde, ſie ſind zu hart! — Oft befalle Ihn daher bey Tafel, Uebelkeit und Erbrechen, und ein paarmal in jeder Woche, gleich nach dem Eſſen eine heftige Colik. Kein Menſch dürfe hierüber Vorſtellungen machen. So oft der König durch ſeine Aerzte, Herrn Selle, Herrn Cothenius, Herrn Freſe, und Herrn Theden, beredet worden, irgend ein Arzneymittel zu verſuchen, habe Er deswegen ſeiner Unmäſſigkeit im Eſſen keine Schranken geſetzet. Er habe zuweilen das Mittel gelobt, nachdem Er die erſte Doſe davon eingenommen; aber gleich nach der zweiten Doſe, bey der erſten Uebelkeit, bey dem erſten Erbrechen, bey der erſten Colik, bey der erſten üblen Nacht,

habe

habe der König gesagt: dieß ist die schändliche Folge der Arzneyen die man mir giebt! Erschrecklich habe Er dann auf Aerzte und Arzneykunst gescholten; höchst erbärmlich habe Er dann seinen Aerzten die Köpfe gewaschen, und sie gleich auf der Stelle nach ihrer Heimat versendet. Eben dieses Los habe Herr Selle gehabt, wie alle übrigen Aerzte. Dann habe der König, sobald Er sich die Aerzte vom Leibe geschaffet, wieder gegessen und gelitten, und nichts als seine kleinen Mittelchen gebraucht. So sey die Krankheit des Königs zu dieser fürchterlichen Höhe gestiegen. So werde es nun ferner gehen, und so werde die Krankheit steigen bis zum Tode.

So sprach Herr Schöning. Alles was er sagte, trug den Stempel der Wahrheit, wie ich an dem nemlichen Tage, und in der Folge, es zum Theile selbst sah und erfuhr. So jämmerlich mich auch dieß alles hätte niederschlagen sollen, fuhr ich doch, da der König mich so äusserst gnädig aufge-

nommen hatte, im Vertrauen auf die Fürſehung Gottes, und im Glauben an die Hand die mich in meinem Leben aus ſo vielen Gefahren gerettet, ganz ruhig und zufrieden von Sansſouci zurück nach Potsdam, und hatte, von dem was mir am nemlichen Tage noch bevorſtand, keine Ahndung.

Den König ſollte ich alſo um drey Uhr des Nachmittages wieder ſehen. Aber gleich nach halb ein Uhr, als ich mich eben zu Tiſche ſezte, kam ein königlicher Jäger, mit der Nachricht: Seine Majeſtät wünſchen mich zu ſehen, ſobald ich gegeſſen habe! — Ich aß nichts, und flog nach Sansſouci.

Am Hügel von Sansſouci, fuhren zwey Herren von der täglichen Tiſchgeſellſchaft des Königs, der Herr Graf Luccheſini und der Herr General Graf von Görtz bey mir vorbey. Dieß erſchreckte mich, da die Tafel des Königs ſonſt nicht ſo frühe aufgehoben ward. Bey meiner Ankunft in Sansſouci, erfuhr ich von Herrn Schöning, daß

der

der König vom Morgen bis Mittag immer heftiger gehuſtet, einen ſchrecklichen Anfall von Engbrüſtigkeit habe, und in einem fort ſehr viel Blut auswerfe.

Fürchterlich war ſchon der erſte Anblick, als ich vor den König kam. Der König konnte nicht ſprechen. Er huſtete entſezlich, und jedesmal gieng ihm viel Blut aus dem Munde. Das Athemhohlen war ein mühſames und ſchreckhaftes Streben nach Athem. Schlag auf Schlag kamen Augenblicke, in welchen es ſchien, der König verfalle in einen tödtlichen Stickfluß. In ſeinem Lehnſtuhl konnte Er zuweilen nicht mehr ſizen, man mußte Ihm auf die Beine helfen, und Ihn mit allen Kräften halten: denn alle Kräfte ſchienen verlohren, und der Kopf lag dem König auf der Bruſt. Aber bald ſank Er dann wieder in ſeinen Lehnſtuhl, und wenn der entſezliche Huſten nachließ, erfolgte ein tiefer Schlummer. Convulſiviſche Bewegungen entſtanden im Geſichte;

zuweilen hörte ich ein leiſes Stönen und Wimmern. Stark und ſchnell ſchlug der Puls, aber nicht unordentlich.

Lange ſtand ich vor dem König, eh Er ein Wort ſprechen, oder ich ein Wort anbringen konnte. Es ſchien immer als würde der König auf der Stelle erſticken. Als ich Ihn zum erſtenmal ſprechen hörte, ſagte Er: zu dieſem allem habe ich noch eine heftige Colik. Aber kaum hatte ich ein Wort ausgeſprochen, ſo lag Er wieder in ſeinem Schlummer, ſo bewegte ſich ſein Geſicht wieder convulſiviſch, und ſo hörte ich wieder das Stönen. Dann riß die Gefahr des Erſtickens den König wieder aus ſeinem Schlummer. So folgte dann wieder ein entſezlicher Huſten, und das Blut gieng dann wieder häufig aus dem Munde.

Dieſer fürchterliche Auftritt hatte etwa eine halbe Stunde gedauert, als der König wieder ein wenig zu ſich ſelbſt kam. Ich bat um Erlaubniß

auf

auf der Stelle etwas zur Erleichterung thun zu dürfen. Nun kam es zu folgenden Worten.

König. Was wollen ſie thun?

Ich. Die Bruſt erleichtern, dem Blutſpeyen widerſtehen.

König. Das Blutſpeyen iſt nichts. Ich habe im ſiebenjährigen Kriege, auf eben dieſe Art, Blut ausgeworfen. Was ſoll ich gegen meine Colik thun?

Ich. Ein Cliſtier nehmen.

König. Das geht den Augenblick wie ein Piſtolenſchuß weg. Doch ich werde es verſuchen. Aber was thue ich weiter?

Ich. Was ſich ohne Vermehrung der Colikſchmerzen thun läßt, muß zur Erleichterung der Bruſt geſchehen. Euer Majeſtät nehmen Oxymel, und Salmiack.

König. Das Oxymel hilft mir nichts. Was ſoll der Salmiack?

Ich. Er wird kühlen, welches ſehr nöthig iſt, die Bruſt erleichtern, und die Colik nicht vermehren.

König. Verſchreiben ſie mir Salmiack; und ſagen ſie mir dann, ob ſie über meinen ganzen Zuſtand izt recht unterrichtet ſind.

Ich. Das bin ich zwar. Aber haben Eüer Majeſtät die Gnade, den Profeſſor Selle von Berlin hieher kommen zu laſſen, damit ich mit ihm einen Plan verabreden könne, wie Eüer Majeſtät künftig behandelt werden müſſen. Selle kennet ihren Zuſtand am beſten; hat von Anfang und immerfort am beſten darüber geurtheilt, und Eüer Majeſtät immer gut gerathen (*).

König. (mit einem erſchrecklichen Geſichte, blitzenden Augen, emporgeworfenen Kopfe, und einer Stimme, wie ich in meinem Leben keine Stim-

(*) Damals wußte ich noch nicht, daß der König dem eben ſo rechtſchaffenen als ſcharfſichtigen Herrn Profeſſor Selle, mit einer Art von Groll vorwarf: Er habe Ihm am Anfang des Junius (es war der fünfte dieſes Monats, wenn ich nicht irre) die unlaügbare Wahrheit, daß Er unheilbar ſey, zu deutlich merken laſſen; daß

Stimme gehöret habe) Dieſen Plan erwarte ich von Euch?

Ich. Dieſen Plan werde ich Euer Majeſtät in der Folge vorlegen. Heute muß ich wider die gegenwärtigen Zufälle thun was möglich iſt.

Alle Kräfte des Königs ſchienen durch dieſe kurze Unterredung erſchöpfet. Gleich darauf verfiel Er wieder in einen tiefen Schlummer, der Kopf lag Ihm auf der Bruſt, und das Geſicht bewegte ſich wieder convulſiviſch. Der König hatte ein weiſſes Schnupftuch in der Hand, das ausſah als hätte man es in Blut getaucht. Es war mir daran gelegen, zu wiſſen, ob Eiter mit dem Blute vermiſchet ſey. Auf einem nahen Tiſche ſah ich ein reines Schnupftuch; ich nahm es in die eine

daß Er darüber höchſt aufgebracht war, und den guten Selle deswegen verabſchiedete; und deswegen den ſechsten Junius an mich ſchrieb, um mich zu fragen, ob ich Luſt habe nach Potsdam zu kommen.

Hand, und mit der andern nahm ich leiſe das blutige Schnupftuch aus der Hand des Königs. Indem ich dieß that, erwachte der König, fuhr auf mit dem Kopfe, ſah mich entrüſtet (**) an, ließ

(**) Ein wahrer Charakterzug dieſes Helden, wie diejenigen wiſſen werden, die Ihn verſtehen. In meiner Hand, hatte ich das mit ſeinem Blute gefärbte Schnupftuch! Das Tuch, mit Friedrichs Blute gefärbt, in meiner Hand, in der Hand eines Arztes — ſagte doch mehr als Friedrich wiſſen wollte, und vielleicht auch mehr, als Er mir erlaubte zu wiſſen. Held wäre vielleicht der Menſch nicht immer, wenn er immer über das dächte oder denken hörte was er ſieht. Entrüſtet war darum Friedrich der Groſſe in der Schlacht bey Torgau, gegen diejenigen Generale und Adjutanten (wie ich es aus dem Munde eines der leztern in Wörlitz hörte) denen Er, etwas zu raſch und zu ſchnell geſtanden hatte: Mich traf ſo eben eine Kugel auf die Bruſt! — Matt war zwar die Kugel; aber der König bemerkte es nicht gleich. Kurz und gut, Er ärgerte ſich hinterher, daß Ihm dieſe Worte entgangen waren.

ließ aber zu meinem groſſen Glücke, den Kopf gleich wieder ſinken, und verfiel gleich wieder in den vorigen Schlummer. Aüſſerſt leiſe legte ich indeß, das reine Schnupftuch in die Hand des Königs; ſodann beſah ich das andere, fand nichts darinn als reines Blut, wenig Schleim, und keinen Eiter.

Lange ſchlummerte nun der König, und athmete dabey mit aüſſerſt beklommener Bruſt. Indeſſen kam der Salmiack. Als der König bey fürchterlichem Huſten wieder aufwachte, ſagte ich, der Salmiack iſt da! Der König ſchüttelte den Kopf — nahm den Salmiack, auch ein Cliſtier, und verfiel wieder in einen Schlummer; und dieſer dauerte über eine Stunde, unter beſtändigen Verziehungen der Geſichtsmuſkeln! So lange war ich bey dem König ganz alleine; einer, und bisweilen beyde Kammerhuſaren, waren in dem erſten Vorzimmer.

Alleine, war ich, armer Fremdling, alſo da, bey dem König in Preuſſen, der entrüſtet über

mich ſchien; am erſten Tage nach meiner Ankunft, eh ich irgend etwas von Erheblichkeit hatte ſagen und thun können: und in der gegenwärtigen Gefahr, dieſen an der Spitze des achtzehnten Jahrhunderts ſtehenden Held und König, den Europa ſo oft gefürchtet und immer bewundert hat, unter meinen Augen vergehen, hier — einſam in meinen Armen ſterben zu ſehen!

Errathen wird jeder, der jemals in der gröſten Gefahr und in dem ſchreckhafteſten Gemüthszuſtande war, was ich in dieſer Lage empfand! Eine brennende Hitze herrſchte dieſen ganzen Tag hindurch; der Schweiß fiel mir herunter vom Angeſichte wie ein Regen. Aber Blut hätte ich geſchwitzet, wenn man könnte Blut ſchwitzen.

Bey dem ſchrecklich groſſen Manne ſtand ich da, ganz alleine, in der allgemeinſten feyerlichſten Stille und weit umher herrſchenden Ruhe; und darum gieng mir auch mancher mich zerſtreuender, und auch zuweilen ein herzerhöhender Gedanke

durch

durch den Kopf. Bald heftete ich meine Augen auf Ihn — bald auf ein herrliches Bruſtſtück des Marcus Aurelius, aus weiſſem Marmor und vielfärbigem Achat, das neben Ihm auf dem Kamin, ſeinem Bette gegenüber ſtand; und erinnerte mir dabey die Stelle aus Friedrichs Epiſtel an Keith: Vertueux Marc Aurèle, l'exemple des humains, mon héros, mon modèle! Ohne von dem Fleck zu weichen worauf ich ſtand, betrachtete ich alles, was mir an dem König, und in ſeinem Zimmer auffiel. Bey ſeinem übrigens etwas cyniſchen Anzug, hatte der König an der linken Hand zwey Ringe, jeden von einem ſehr groſſen Solitairbrillanten; an der rechten Hand einen Ring von geringem Werth und groſſer Bedeütung, einen groſſen ſchleſiſchen Chryſopras, alſo das beſtändige Merkzeichen ſeiner Eroberung Schleſiens. Zur Seite, vor der offenen Thür des erſten Vorzimmers, frappirte mich immer das ſchöne Portrait Kaiſer Joſephs des Zweiten, das der König

da

da grade vor ſein Auge geſtellet zu haben ſchien: um dieſen groſſen und unternehmenden Monarch nie aus ſeinem Auge zu verlieren.

Aber ſo oft ich dann wieder an mich, und an meine gegenwärtige ſchreckliche Lage dachte, ſprach ich zu mir ſelbſt: nun iſt es wohl allgemein bekannt, daß dieſer groſſe König da — mich zu ſich hat rufen laſſen! Zu gröſſerer Ehre kann kein Arzt in der Welt gelangen. Und der Neid, der nicht verträgt, daß einem andern etwas Merkwürdiges und Schönes begegnet was Ihm nicht auch begegnet, wie fürchterlich wird der nun über mich, in allen Ländern, wo mir etwa Aerzte aus der niedrigen Claſſe, gelehrte Herren, und Schulmeiſter, nicht gut ſind, mit den Zähnen knirſchen? Aber ach, wüßte doch das arme neidiſche Pack, wie mir izt iſt, welche Angſt, welcher Unmuth, welche Gefahren, und welche Schrecken mich umgeben: O gewiß, es würde geſtehen, ſolches Glück wünſchen wir uns nicht!

Daß

Daß der König heute nicht ſterben werde, ſagte ich mir dann doch immer zwiſchendurch. Erſtlich, weil Er gar nicht den Puls eines Sterbenden hatte, und weil die Lebenskräfte, alles böſen Anſcheins ungeachtet, wie ich aus dem Pulſe ſah, nicht geſunken waren. Zweitens, weil ich dachte, dieſer Sturm ſey vielleicht nur von periodiſcher Natur, und eben deswegen begleite ihn mehr Schrecken als Gefahr.

Indem ich mit meinen Gedanken ſo hin und her wanderte, weckten endlich, Herzensbeklemmung, fürchterlicher Huſten, und gegenwärtig ſcheinender Stickfluß, den König wieder auf. Er ſagte, ſobald Er ſprechen konnte: der Salmiack hilft mir nicht, Ich will mein Digeſtivpulver nehmen? Es beſtand aus Cremor Tartari, Salpeter, und Krebsaugen. Ich antwortete: ja Ihr Majeſtät, nehmen Sie ihr Digeſtivpulver; es öfnet Ihnen den Leib, und dieß wird Sie beruhigen.

Genom-

Genommen ward das Digeſtivpulver, und nun kamen eine groſſe Menge offener Briefe: alles was der König, am frühen Morgen dieſes Tages, auf alle aus allen Ländern und ſeinem ganzen Reiche, in der lezten Nacht, eingeloſſenen Depeſchen, Berichte und Briefe, geantwortet hatte. Auf einen kleinen Tiſch, neben den Lehnſtuhl des Königs, wurden dieſe Briefe hingeleget. Mit zitternder Hand ergriff der König die Menge Briefe, und fieng an, ſeiner groſſen Schwäche und Hinfälligkeit ungeachtet, zu leſen. Ich trat um einige Schritte zurück hinter den König, in die Thür des Vorzimmers. Alle dieſe Briefe, die aber wohl ſehr kurz ſeyn mochten, las der König, und unterſchrieb ſie, mit ſeiner zitternden Hand. Als dieſes Geſchäft beendigt war, trat ich wieder vor den König, der einige Worte mit mir über ſeinen Zuſtand ſprach, und dann wieder einſchlummerte.

Abwechſelnd ward nun wieder geſchlummert und gehuſtet; aber mit weit wenigerm und geringerm

germ Blutauswurf. Meine Meditationen ſezte ich, indem der König ſchlummerte und ich wieder eine Stunde einzig und allein bey Ihm war, über alles fort, was mir etwa das Herz heben konnte. So ſchrecklich dieſe Scene auch war, ſo ſtählte mir doch, eben ihre Größe den Muth. Wenn ich dieß überſtehe, da glücklich hindurch komme, dieſen gröſten und ſchrecklichen Menſch am Ende doch vielleicht gewinne, dachte ich mit einer Art von Enthuſiaſmus: ſo macht mich auch gewiß, weiter nichts in der Welt verlegen; ſo trete ich, mit der gröſten Furchtloſigkeit vor jeden Groſſen der Welt; und ſo ſehe ich kühn und ruhig, allen Menſchen auf Erden ins Geſicht.

Ab und zu, wenn der König wachte, ſprach Er mit mir ein Wort. Endlich kamen einige Stuhlgänge, und der König wachte allmählig länger, hohlte nicht mehr ſo ängſtlich den Athem, ſagte daß ſeine Colik nachlaſſe, und verabſchiedete mich endlich, nachdem ich vier ganze Stunden auf

dieſem

dieſem gefährlichen Poſten ausgehalten hatte, mit einer ziemlich verdrießlichen Mine, und mit dieſen Worten: Kommen ſie Morgen frühe um halb ſieben Uhr wieder!

Fünf und zwanzigſter Junius. Als ich, um halb ſieben Uhr des Morgens, im lezten Vorzimmer erſchien, um zu dem König zu gehen, übergab mir der zweite Kammerhuſar tauſend Thaler in Bancozetteln, und ſagte: der König laſſe mir wiſſen, dieß ſey für meine Reiſekoſten von Hannover nach Potsdam; für meine Rückreiſe von Potsdam nach Hannover, werde ich wieder tauſend Thaler erhalten.

Nun trat ich vor den König, der mich ſehr gnädig, ſehr höflich, und ſehr milde anredete, ſehr zufrieden war, und von ſehr guter Laune. Ich habe weit beſſer geſchlafen, ſprach Er, als ich es erwarten durfte, und ich befinde mich nun ganz anders, als geſtern. Er huſtete wirklich ſehr viel weniger, warf nur ein Weniges von Blut aus,

viel

viel weniger war ſeine Bruſt beklommen, und der Puls ziemlich ruhig.

Ich bedankte mich nun für das Geſchenk, das ich ſo eben erhalten hatte. Der König antwortete mir hierauf: c'eſt moi qui vous ſuis obligé de la complaiſance que vous avés eu de venir ici.

Izt ward über den gegenwärtigen Zuſtand geſprochen. Vorerſt, ſagte ich, werde es am beſten ſeyn bloß mit kühlenden Arzneyen fortzufahren, und dabey ſehr ſorgfältig darauf zu ſehen, daß hinreichende Leibesöfnung erfolge. Damit war der König ſehr zufrieden. Er verabſchiedete mich auf die allerhöflichſte und gnädigſte Art, und ſagte: haben ſie die Güte dieſen Nachmittag um drey Uhr wieder zu kommen.

Ich kam. Der König unterhielt ſich mit mir, über eine halbe Stunde, ſagte kein Wort von ſeinem Zuſtande, war ſehr heiter und aufgeweckt, ſpie zwiſchendurch ein wenig Blut, und ſprach in einem fort von engliſcher und franzöſiſcher Litteratur.

Zum Exempel.

König. Locke und Newton waren die gröſten Denker unter den Menſchen; aber die Franzoſen verſtehen doch beſſer als die Engländer, die Dinge gut zu ſagen.

Ich. Die Engliſche Sprache iſt allerdings ſehr geſchickt zum Vortrage ſpekulativer Philoſophie und aller höhern Wiſſenſchaften. Aber auch im Parlamente lebet, in ununterbrochener Reihe, aus der Aſche eines brittiſchen Demoſthenes ein andrer wieder auf. Die Engliſche Sprache beüget ſich auch zu dem edelſten Vortrage in hiſtoriſchen Werken; und ſteht unter keiner in Werken von Witz und Laune.

König. Hume und Robertſon ſind Geſchichtſchreiber vom erſten Range. Ich ſchätze beyde ſehr hoch.

Ich. Gibbon übertrift ſie vielleicht beyde. Alle Würde und jeder Reitz des hiſtoriſchen Styls, ſind in Gibbon vereinigt. Seine Perioden haben

einen

einen entzückenden Wohlklang, und alle seine Gedanken haben Nerv und Kraft.

König. Was hat Gibbon geschrieben?

Ich erzählte nunmehr den Hauptinhalt von Gibbons Werke über die Abnahme und den Sturz des Römischen Reiches.

Der König hörte mich mit gresser Aufmerksamkeit, und ließ mich lange reden, ohne mich zu unterbrechen. Es schien als wenn Ihm meine Erzählung angenehm wäre. Nun warf Er noch einen Blick auf unsere Litteratur.

König. Wie steht es mit den Wissenschaften in Hannover?

Ich. Wir haben viele sehr gute und sehr geschickte Köpfe in Hannover. Ohne es sich merken zu lassen, wetzet sich ein Kopf an dem andern; und jedes Jahr entstehen dann daher einige Funken. Die Hannoveraner haben ihre Einsichten dem guten Unterricht von Göttingen zu verdanken.

König. Göttingen hat ſich ſehr hervorgethan; aber doch iſt kein Hannoveraner dort Profeſſor!

Ich. Viele der geſchickteſten Männer Deutſchlands leben und lehren in Göttingen. Aber verſchiedene ausgezeichnet gute Köpfe unter den göttingiſchen Profeſſoren ſind doch auch gebohrne Hannoveraner: zum Exempel Wrisberg und Meiners.

König. Ich kenne Meiners. Er hat ein gutes Buch über die Schweitz geſchrieben.

Ich. Ein ſehr gutes Buch, und mit wahrer Liebe für die Schweitz geſchrieben; wofür man aber auch, aus allen dreyzehn Cantonen, nach Meiners Kopfe mit Steinen warf.

Ein Weniges ward nun noch von der Schweitz, etwas von Haller, und einigen Gelehrten geſprochen. Der König ſprach von Hallern mit groſſer Güte und Gelindigkeit, ein Beweis daß Uſong nicht bis zu Ihm gekommen war; und von einigen andern Gelehrten bitter, und ſchneidend!

Zulezt

Zulezt ſagte der König wieder auf die gnädigſte Art: ich wünſche ſehr ſie Morgen um acht Uhr wieder bey mir zu ſehen.

Sechs und zwanzigſter Junius. Der König war wieder äuſſerſt herablaſſend, ſanft, und von der beſten Laune. Die Unterredung hub auf folgende Weiſe an.

König. Haben ſie den Plan, wie ich behandelt werden ſoll, geſchrieben?

Ich. Nein, Sire! Aber ich habe dieſen Plan im Kopfe, und werde die Ehre haben Euer Majeſtät, wenn Sie mich hören wollen, dieß alles ſogleich mit wenigen Worten zu ſagen.

König. Sagen ſie was ſie wollen.

Ich. Euer Majeſtät haben groſſe Verſtopfungen, zumal in den Eingeweiden des Unterleibes. Man muß trachten das Stockende aufzulöſen, den richtigen Umlauf aller Säfte herzuſtellen; und, ſo viel man ohne Nachtheil der Kräfte kann, das Ueberflüſſige wegzuſchaffen. Zuerſt nehmen

Euer Majeſtät, ganz allein, ein ſehr auflöſendes, eröfnendes, und gelinde abführendes Mittel. In der Folge kann man dann die eröfnenden und abführenden Mittel verſtärken, und ſie durch ſtärkende unterſtützen. Dieß iſt mein ganzer Plan, und weiter hinaus weiß ich Nichts.

König. Sie wollen mich alſo heilen.

Ich. Lindern will ich den Zuſtand Euer Majeſtät, wenn Sie Geduld genug haben, und mir Zeit genug vergönnen. Eine ſehr gelinderte Krankheit, iſt am Ende, eine halbgeheilte Krankheit.

König. Da haben ſie recht. Aber was wollen ſie mir denn geben?

Ich. Ein ſehr gemeines, allgemein bekanntes, äuſſerſt einfaches Mittel, deſſen ſich die Griechen und Römer ſchon bedienten, den zur Honigdicke eingekochten Saft vom Löwenzahn.

König. Das iſt eine Pflanze die ich nicht kenne.

Ich.

Ich. Sie wächst im Frühling auf allen Wieſen.

König. Den Löwen möchte ich wohl kennen, für den dieſer Zahn erſchaffen ward.

Ich. (lächelnd) Sire, dieß wird ſich bald zeigen.

König. Aber kennen ſie die Wirkungen dieſer Pflanze aus eigener Erfahrung?

Ich. Aus häufiger Erfahrung.

König. Ich will dieſes Mittel nehmen.

Und nun ſagte der König noch bey ſeiner heitern und in dieſem Augenblicke comiſchen Laune: adieu mon cher Monſieur, j'obeïrai à tous vos ordres!

Der Kammerhuſar, Herr Schöning, der an der offenen Thüre ſtand, und dieſe ganze Unterredung gehöret hatte, war voll Erſtaunung, als ich herauskam. Nie, ſagte Er, war der König, in mediciniſchen Sachen ſo billig und ſo lenkſam; in ſeinem Leben begegnete Er nie einem Arzte ſo höflich!

Gegen vier Uhr dieſes Nachmittages ſah ich den König wieder. Er war wieder aüſſerſt höflich und zufrieden, und ſprach mit mir über anderthalb Stunden von mancherley Dingen. Etwas von dieſer Converſation kann ich mittheilen.

König. Sehen ſie oft den Herzog von York, und was denken ſie von Ihm?

Ich. Den Herzog von York ſehe ich, ſo oft Er meiner bedarf; und dann nebenher, auch noch etwa einmal in der Woche. Er begegnet mir aüſſerſt liebreich und gütig; es iſt mir immer wohl, wenn ich bey Ihm bin. Er iſt ein aüſſerſt liebenswürdiger Herr, und durch ſeine in England erhaltene Erziehung, ſo menſchlich geſinnet. Er weiß nichts von dem Sultansſtolze der allerkleinſten deütſchen Prinzen. Nie hat mich der Herzog von York gedrücket oder gequälet, wie kleine deütſche Fürſten bisweilen ihre Leibärzte drücken und quälen. Seine ſchöne Seele, brachte keine andern als die mit allen Rechten der Menſchheit über-

übereinſtimmenden Grundſätze, aus England nach Hannover. Unſere Sitten dort, haben ſich auch ſehr nach Ihm gebildet und gemildert. Die ariſtokratiſche Steiſſigkeit und den adelichen Uebermuth, vertrieb der Herzog von York, durch ſeine milde und gefällige Denkart, aus Hannover; und dieß that, ſehr kräftig und derbe und zuweilen beynahe mit Kartetſchen, auch ſein muthvoller Bruder, der junge Seemann, Prinz Wilhelm! Es iſt ſehr zu wünſchen, daß die Söhne unſers Königs immer bey uns bleiben, damit ſich, bey dem Adel und dem Bürgerſtande in Hannover, die durch dieſe Prinzen ſo rühmlich gemilderten althannöveriſchen, halb plattdeütſch und halb ſpaniſch geweſenen Sitten, ganz verwiſchen und ganz vergeſſen. Als ich einſt den Herzog von York, des Morgens frühe krank fand, und Ihm ſagte, Er möchte mir erlauben daß ich Ihn auf den Abend wieder ſehe, antwortete Er mir: kommen ſie, wenn ſie nichts Beſſeres zu thun haben! Der Herzog

von York ist nicht so anmassend und nicht so stolz wie mancher kleiner Bürger, mancher kleiner Edelmann von einem halben Quartiere der sich Ihr Gnaden durch seine Domestiken nennen läßt, und ein grosser Schwarm von Bürgersweibern in Hannover.

König. Ich wußte von jeher, recht sehr gut, daß man einst in Hannover so spanisch war, wie sie sagen; und liebe den Herzog von York, auch wegen dieser Sittenreformation, um soviel mehr.

Ich. Ach wie viele trefliche und gute Menschen aus allen Ständen, würden sich freuen, wenn sie wüßten, wie sehr Eüer Majestät den Herzog von York lieben!

König. Ich liebe den Herzog von York unendlich. Er ist für sein Alter so sehr ausgebildet. Er hat so gute Manieren und so viele Kenntnisse. Er ist so vernünftig und so wohl gesittet. Man muß es einem Prinzen verdanken, wenn er so viel

Ver-

Verdienſt hat, denn mehrentheils haben die Prinzen gar kein Verdienſt! Ich habe den Herzog von York oft in kleinen Dingen beobachtet, wo Er gar nicht vermuthen konnte, daß Ich auf Ihn ſehe. In ſolchen Kleinigkeiten achtet der Menſch gar zu oft nicht auf ſich ſelbſt, und macht ſich dann eben da, weit mehr kund, als in groſſen Dingen, wo man ſich immer zuſammenfaſſet, weil man weiß, daß man von andern Menſchen beobachtet wird. Immer habe ich, auch bey dieſen Wahrnehmungen, den Herzog von York ſo gefunden, wie ich Ihn zu finden wünſchte.

Ich. Sire, es iſt aber auch nicht möglich, daß man Ihnen mehr ergeben ſey, als der Herzog von York Eüer Majeſtät ergeben iſt. O wie gerne opferte Er ſein Leben für Sie hin!

König. Er weiß, wie ſehr ich Ihn liebe, und ich hoffe, daß Er einſt ein guter General werden wird.

Nun

Nun verſprach mir der König noch, bevor Er mich verabſchiedete: Er wolle Morgen frühe das Ihm vorgeſchlagene Mittel aus dem Löwenzahn nehmen!

Sieben und zwanzigſter Junius. Genommen ward das Mittel nicht. Als ich dieſen Morgen um acht Uhr zu dem Könige kam, bemerkte ich nicht die geringſte Spur mehr von allen guten Entſchlüſſen des vorigen Tages. Verſchwunden war alle die Folgſamkeit, über die Herr Schöning ſo ſehr erſtaunte. Gleich beym Eintritt in ſein Zimmer, kam mir der König mit einer äuſſerſt zahlreichen Artillerie von Einwürfen gegen das Mittel aus dem Löwenzahn entgegen. Ich beantwortete mit der gröſten Freymüthigkeit alle Einwürfe des Königs, denn ſeine Artillerie ſchien mir wahrlich, nicht ſchwer.

Die Unterredung über den Löwenzahn, ward indeſſen immer lebhafter, und endigte ſich endlich ſo.

König.

König. Das ſage ich ihnen aber zum voraus, Ich nehme ihre Arzney nur einmal im ganzen Tage.

Ich. So haben Eüer Majeſtät ſehr viel auf einmal zu nehmen.

König. Wie viel?

Ich. Zwey bis drey Eßlöffel voll.

König. Das heiſſe ich nicht viel.

Ich. Deſto beſſer. Aber nach zwey bis drey Eßlöffeln von dem Löwenzahn, die man auf einmal nimmt, kann man übel werden, vielleicht gar ſich erbrechen.

König. So nehme ich den Löwenzahn nicht!

Ich. Es kann auch ſeyn daß dieß nicht geſchieht. Eüer Majeſtät könnten mit kleinern Doſen anfangen.

König. Mir misfällt dieſes langſame Fortſchreiten.

Ich. So nehmen Eüer Majeſtät gleich zwey Eßlöffel voll in Fenchelwaſſer, das wohlthätig für den Magen iſt.

König.

König. Kann ich bald darauf Kaffee trinken?

Ich. Eine halbe Stunde nachher.

König. Aber der Löwenzahn, kann die Kraft verlohren haben, die er zur Zeit der Griechen und Römer hatte.

Ich. Dieſe Pflanze und ihre Kräfte kenne ich nicht etwa nur aus Büchern. Ich bediene mich des eingekochten Safts derſelben ſeit dreiſſig Jahren. Jeden Frühling verſchreibe ich gegen alle Krankheiten, die von Verſtopfungen der Eingeweide herrühren, vielleicht mehr als einen Centner dieſes Extrakts. Aber, wenn auch alles was ich ſage, Eüer Majeſtät nicht beredet und nicht überzeügt: ſo machen es Dieſelben, indem Sie das Mittel aus dem Löwenzahn nehmen, mit mir, wie Alexander mit ſeinem Arzte, von dem man Ihm ſagte, daß er Ihm werde Gift zu trinken geben. Trinken Eüer Majeſtät dieſen Gift in meiner Gegenwart, und ſehen mir dabey ſcharf

ins Geſicht. Sie werden erfahren, daß ich eben ſo wenig aus meiner Faſſung komme, als der Arzt des groſſen Alexanders.

Dieſe kleine Rakete ſchien bey dem König mehr zu wirken, als alle mediciniſchen Raiſonnemens. Er lachte laut, auf eine aüſſerſt liebreiche und fröhliche Art, und ſagte laut und nachdrücklich: Ich werde ihr Mittel nehmen!

Meinen Abſchied für dieſen Morgen, gab mir der König mit folgenden Worten: Adieu mon bon Monſieur. Vous me fairiés plaiſir, ſi vous vouliés revenir cette aprésdinée à trois heure, pourvû que cela ne vous incommode pas (*).

Um

(*) Ich kenne die gelehrten und nichtgelehrten Herren alle, mit Namen und Zunamen, für die ich dieſe Höflichkeitsformeln zu oft wiederhohle, ob ſie doch gleich immer den Charakter, oder die gegenwärtige Gemüthslage des Königs bezeichnen.

Ein ehrlicher Bildſchnitzer in Hannover, Namens Herr Quitenbaum, bey dem ich heute einen

Um drey Uhr fieng die Unterredung so an.

König. Aber sagen Sie mir, ist es möglich, daß ich, in meinem Alter, nach aller Arbeit die ich gethan, nach einem so ununterbrochen beschwerdevollen Leben, und izt nach allem meinem Leiden, auch nur noch die allergeringste Erleichterung hoffen und erwarten dürfe?

Ich.

einen Namen zu einem Portrait des grossen Friedrichs bestellte, sagte mir, indem Er das Bild süßlichlächelnd und freündlich betrachtete: ich habe einmal die Ehre gehabt, daß mich der König in Preussen einen Hallunken nannte!

Mich nannte der König nun freylich nicht so, und dafür bitte ich die gelehrten und nichtgelehrten Herren um Vergebung! Aber ich verspreche ihnen, samt und sonders, hier feyerlichst: daß ich, eben wie der gute Herr Quitenbaum obgleich in einem ganz verschiedenen Sinne, mich für sehr geehret halten werde, wenn mich diese Herren, wegen meiner Unterredungen mit Friedrich dem Grossen, ganz laut und vor aller Welt, nennen wollen wie es ihnen beliebt.

Ich. Es iſt möglich.

König. Ich kann es nicht glauben.

Ich. Ich glaube es. Denn am erſten Tage als ich die Ehre hatte Euer Majeſtät den ganzen Nachmittag hindurch zu ſehen, waren Sie ſo ſchwach, ſo hinfällig, daß ich glaubte, Sie würden ſich in langer Zeit nicht wieder erhohlen. Mit Schrecken kam ich den andern Morgen wieder, und fand Euer Majeſtät heiter und froh. Es iſt alſo Lebenskraft da; und ſo lange die da iſt, habe ich Muth.

König. Morgen frühe nehme ich den Löwenzahn.

Acht und zwanzigſter Junius. Heute frühe um ſechs Uhr, gleich nach Beendigung ſeiner Regierungsgeſchäfte, nahm der König den Löwenzahn, und zwar in ziemlich ſtarker Doſe, zwey Eßlöffel voll des Saftes in Fenchelwaſſer aufgelöſet. Ich kam zur gewöhnlichen Zeit, um acht Uhr; und hörte nun Wunder, ſo, daß ich

meinen Augen nicht traute, und mich auf meine Ohren nicht verließ.

König. Ihr Mittel, mein lieber Herr Zimmermann, ist ein medicinischer Courier, der auf den ersten Befehl, gradezu und mit der möglichsten Schnelligkeit am Orte seiner Bestimmung eintrift. Ihr Mittel hat Geist, denn es weiß wo mein Uebel sitzt. Sie sind ein Mann, der grade dahin trift, wohin er zielet. Sie thun Wunder: denn ich bin heute mehr erleichtert, als ich es noch nie, durch kein einziges Mittel gewesen bin. Ich befinde mich besser, als ich mich noch nie, seit meiner ganzen Krankheit befunden habe.

Ich. Wunder habe ich nie gethan, werde sie nie thun, und glaube an keine als an diejenigen die Euer Majestät im siebenjährigen Kriege thaten. Ach Sire, Sie sagen mir zu viel, viel zu viel, gutes von meinem Mittel! Sie haben lezte Nacht gut geschlafen, und schreiben nun meinem Mittel den behaglichen Zustand zu, den Sie dem Schlafe

zu verdanken haben. Der giebt Ihnen heute, dieſe Kraft, dieſen Muth, dieſes Vertrauen.

König. Nein. Mein gutes Befinden iſt die Wirkung ihres Mittels. Andere male habe ich auch gut geſchlafen, und befand mich deswegen nicht beſſer. Sehen ſie, wie frey ich Athem hohle.

Ich. Euer Majeſtät ſprechen viel ſchneller und mit gröſſerer Leichtigkeit.

König. So frey war mein Athem nicht in langer Zeit.

Ich. Aber darf ich Euer Majeſtät eine Anmerkung machen? Durch Ihre Beharrlichkeit überwanden Sie alle ihre Feinde; durch Ihre Beharrlichkeit in allen ihren Unternehmungen, machten Sie unerhörte Dinge möglich, und erwarben ſich einen unſterblichen Ruhm: und nur durch dieſe Beharrlichkeit, können Sie anizt ihre Krankheit und ihre Leiden mildern.

König. Wird dieſes Mittel die Geſchwulſt aus meinen Beinen wegnehmen?

Ich. Vielleicht, wenn es genug auf den Stuhlgang wirket. Dieß können aber in der Folge auch andere Mittel thun.

König. Wie geschwind wird mich der Löwenzahn erleichtern: in zwey Monaten?

Ich. Vielleicht in einem Monat.

Heute verabschiedete mich der König mit grösserer Zufriedenheit, und mit grösserer Güte, als noch an keinem der vorigen Tage.

Eben so munter, und eben so zufrieden, fand ich den König, des Nachmittages um drey Uhr. Er unterredete sich mit mir über sehr mancherley Dinge.

Zum Exempel.

König. Sie sind mit der Kaiserinn von Rußland in Correspondenz?

Ich. Die Kaiserinn hat die Gnade bisweilen an mich zu schreiben.

König. Die Kaiserinn fragt sie Ihrer Gesundheit wegen um Rath.

Ich.

Ich. Dazu hat die Kaiſerinn keine Urſache, weil Sie der allervollkommenſten Geſundheit genieſſet. Litteratur, Menſchenliebe und Philoſophie, ſind der Inhalt der Briefe, womit die Kaiſerinn mich beehret.

König. Man weiß doch überall, daß die Kaiſerinn krank iſt.

Ich. Die Kaiſerinn weiß, daß man dieß überall glaubt. Sie ſcherzet oft darüber, und ſchrieb mir einſt: Ihre Geſundheit koſte Ihr jährlich dreiſſig Pfennige.

König. Meine Nachrichten lauten nicht ſo.

Ich. Euer Majeſtät wiſſen am beſten, wie unzuverläſſig in ſolchen Fällen oft die geheimſten und ganz aus der Nähe kommenden Nachrichten ſind. Ich weiß ſehr genau und pünktlich, daß alles was man von der Kränklichkeit der Kaiſerinn erzählet, nicht wahr ſeyn kann. Die Kaiſerinn verträgt die allerſtärkſten Fatiguen. Noch im vorigen Sommer, machte Sie eine Reiſe von

zweyhundert und funfzig deütſchen Meilen, bey der beſten Laune und der anhaltendeſten Froheit des Geiſtes. Dieſe gute Laune verläßt die Kaiſerinn nie. Den ganzen Tag iſt Ihr Geiſt geſchäftig und wirkſam. In den Stunden Ihrer Muße, ſchrieb Sie noch neülich mit Ihrer eigenen Hand, ein Geſetzbuch für Rußlands Adel und ein Geſetzbuch für Rußlands Städte. Ein erſtaunendes Werk in ganz philoſophiſcher Abſicht, unternahm Sie mit Ihrer eigenen Hand, ein Vergleichen-Gloſſarium aller Sprachen und Mundarten. Einige neüerlich zur Beſchämung der Schwärmerey und des Aberglaubens von der Kaiſerinn ſelbſt verfertigte Luſtſpiele, voll lachender Satyre, voll Witz und Laune, erhielt ich, in dieſem Jahre, zum Geſchenke, aus der Hand der Kaiſerinn (*).

König.

(*) Drey Luſtſpiele wider Schwärmerey und Aberglauben. 1) Der Betrüger (Caglioſtro). 2) Der Verblendete. 3) Der ſibiriſche Schaman. Von J. K. M. D. K. a. R. Berlin und Stettin bey Friedrich Nicolai. 1788.

König. Ich gestehe es, die Kaiserinn von Rußland ist eine Frau von ausserordentlichem Genie (**).

Neun und zwanzigster Junius. Der König befand sich diesen Morgen nicht ganz so gut, wie gestern; aber Er war doch nicht weniger aufgeweckt, gütig, liebreich, und von heiterer Laune.

(**) Dieß sagte der König nicht nur in dieser Stunde, denn dieß sagte Er immer. Nach seinem Tode schrieb mir mein Freund, der Graf Lucchesini, den 16 September 1786: L'Imperatrice de Russie, un tems l'amie du grand Fréderic, toujours la rivale de sa gloire, etoit toujours aussi l'objet des discours et de l'admiration de ce Roi unique. Je garderai toujours le souvenir précieux des entretiens, que j'ay eu avec Lui sur le sujet de cette grande et etonnante Souveraine; et quand les circonstances me permettront de m'occuper de quelque chose de relatif à la vie de Fréderic, je ne risquerai point de Lui déplaire en les rendant publics.

König. Sie verſtehen wie man ihre Kunſt einfach machen kann. Ich liebe gar ſehr die Simplicität in der Medicin.

Ich. Weil Cüer Majeſtät gewohnt ſind, die gröſten Dinge mit den einfachſten Mitteln auszuführen.

König. Je mehr Triebwerke man bey einer Machine anbringet, deſto mehr kommt man in Gefahr, daß eines dieſer Triebwerke ſeinen Dienſt verſage, und dann die ganze Sache verderbe.

Der König endete die Unterredung mit dieſen Worten: Ich werde fortfahren ihr Mittel zu nehmen.

Um drey Uhr des Nachmittages, fand ich den König äuſſerſt aufgeweckt und froh. Eine Stunde vorher hatte Er jedoch Leibſchmerzen.

König. Meine Colik kommt daher, weil ich heüte zu viel Melonen gegeſſen habe.

Ich. Allein ſchaden die Melonen nicht ſo ſehr, wie in Vermiſchung mit vielen andern Speiſen.

König.

König. Kennen ſie die kleine grüne afrikaniſche Melone, die inwendig weiß iſt? Sie übertrift alle übrigen Gattungen durch die Lieblichkeit ihres Geruches und Geſchmackes.

Ich. Dieſe Melone haben wir in Hannover nicht, ob wir gleich faſt alle ausländiſche Früchte in der gröſten Vollkommenheit haben.

König. Morgen ſchicke ich ihnen eine ſolche Melone, und dann ſollen ſie ſehen, wie ſchwer es iſt, der Verſuchung nicht zu unterliegen.

Dreiſſigſter Junius. Von ſehr guter Laune war der König wieder dieſen Morgen. Ich ergriff den guten Augenblick, um von Diät zu ſprechen. Der König gab mir in Allem recht, ſagte ſelbſt vortrefliche Dinge über Diät, und verſicherte mich, daß Er alle dieſe Regeln befolge; Er ſondere von jeder Speiſe das ſchädliche und unverdauliche ab, und begnüge ſich jede Schüſſel blos zu ſchmecken. Der König ſprach nun wieder von den Melonen, und ſagte, Er wolle mir ſelbſt den

Mittag eine von ſeiner Tafel ſchicken, welches dann auch geſchah.

Nach Beendigung des Capitels über Diät, kam der König auf andere Dinge.

König. Finden ſie Potsdam, ſeit den funfzehn Jahren, da ſie hier geweſen ſind, ſehr verändert?

Ich. Zum Erſtaunen. Eüer Majeſtät haben in dieſer Zeit eine ſehr groſſe Menge neüer Häuſer bauen laſſen. Die Stadt iſt von allen Seiten verſchönert. Mir iſt oft, ich ſey nicht in Deütſchland, ſondern in Rom, in Vicenza (*), in Venedig.

Aber

(*) Ein: Schmeicheley war dieß nicht. Die Schmeicheley hätte ſich ſehr liſtig verſtecken müſſen, wenn ſie ſich Friedrich dem Groſſen hätte nähern wollen. Es war vielmehr das Gegentheil, und dieß wußte ich ſehr wohl; denn ich wußte daß der König einſt, einen aus Vicenza, der Vaterſtadt des Palladio gebürtigen jungen Gelehrten, den Abt Micheleſſi fragte: Hat die Stadt Vicenza noch ein ehrliches Anſehen?

Sire,

Aber mir gefallen auch, auſſer den Palläſten die neüen kleinen Haüſer, die Eüer Majeſtät haben bauen laſſen. Die Bauart dieſer Haüſer könnten Partikularen ſo gut nachahmen, wenn ſie Geſchmack hätten und liebten. Ich möchte wünſchen, daß unſere niederſächſiſchen Haüſerbauer hieher kämen, um Haüſer bauen zu lernen. Die Bau-

kunſt

Sire, antwortete Micheleſſi, wir haben über zwanzig Haüſer in Vicenza, die alle ſchöner ſind als der neüe Pallaſt in Sansſouci!

Dieſe kecke Antwort hatte wahrſcheinlich der König auch nicht vergeſſen. Aber eine Schmeicheley war auch meine Antwort in anderer Abſicht nicht, denn wirklich ſieht man in Potsdam viele Haüſer nach Zeichnungen des Palladio. Man ſieht aber auch viele Gebaüde nach eigenhändigen Zeichnungen des Königs; aber dieſe ſind nicht die ſchönſten, denn Friedrich der Groſſe war kein Palladio, wie die krumme Bibliothek in Berlin zeigt. Zwar iſt dieſe Bibliothek nicht nach des Königs, ſondern nach Ungers Zeichnung gebauet, und nur die höchſt unglückliche

kunſt iſt in Niederſachſen noch gröſtentheils in ihrer Kindheit. Mir deücht dieſe ſchönen kleinen Haüſer, würden nicht viel mehr koſten als unſere hölzernen Kaſten in Hannover. Die Verzierungen ſind von einer Compoſition die gegen die Witterung aushält.

König.

liche Inſcription, Nutrimentum Spiritus, iſt eine Erfindung des Königs. Aber immer war doch dieſe Zeichnung von dem König angenommen und gebilligt. Ob aber auch der König in der Baukunſt Bizarrerien für erlaubt hielt; oder ob Er ſeinen Baumeiſtern Feſſeln anlegte, wie ſeinen Aerzten; oder ob ſeine Baumeiſter ſelbſt nicht immer die erſten Baumeiſter von der ganzen Welt waren, dieß mögen andere prüfen. Mir ſchrieb wenigſtens ein Mann von groſſem Geiſte, unter der Regierung König Friedrich Wilhelm des Zweiten, aus Berlin: Vous ſçavés que votre bienaimé d' Erdmansdorf eſt l' Apollodore de notre Adrien; ce qui eſt d' autant plus neceſſaire pour Berlin, que les Architectes de Céſar - Fréderic n'ont pas eté des Vitruves.

König. Dieſe Verzierungen ſind auch von gehauenen Steinen, s'il vous plait!

Ich. Ich merke, daß ich eine Sottiſe geſagt habe, und bitte Euer Majeſtät um Vergebung.

König. Ich baue ſehr gerne, und baue viel.

Ich. Euer Majeſtät machen dadurch, nicht nur ihre Reſidenzſtädte zu den ſchönſten Städten in Europa, ſondern Sie helfen dadurch auch in allen ihren Ländern der Armuth auf, und ſchenken Häuſer an Menſchen die keine Häuſer haben.

König. Ich habe nie kein gröſſeres Vergnügen, als wenn ich einem armen Manne kann ein Haus bauen laſſen.

Um zwey Uhr des Nachmittages beſuchte mich in Potsdam ein Herr von der Tiſchgeſellſchaft des Königs, der eben von Sansſouci kam, und mir üble Nachricht brachte.

Bey der Mittagsmahlzeit hatte der König ſehr übel die Diätregeln befolget, die Er mir ſelbſt dieſen Morgen ſo meiſterhaft angab. Er hatte,

wie

wie immer, sehr viele Suppe zu sich genommen, und diese bestand, wie gewöhnlich, in der allerstärksten und aus den heissesten Dingen ausgepreßten Bouillon; aber zu der Portion Suppe, die der König allein aß, nahm Er dann noch immer einen grossen Eßlöffel voll von gestossenen Muscatenblüten und gestossenem Ingwer. Er aß sodann ein gutes Stück von nach Russischer Art zubereitetem, das ist, mit einem halben Quartier Brandtwein abgekochtem Rindfleisch. Hierauf folgte eine grosse Menge von einem Italiänischen Gerichte, das zur Hälfte aus Türkischem Waizen und zur Hälfte aus Parmesaner Käse besteht; dazu giebt man den Saft von ausgepreßtem Knoblauch, und dieses alles wird in Butter so lange gebacken, bis eine harte und eines Fingers dicke Rinde umher entsteht; über alles giesset man endlich eine ganz aus den heissesten Gewürzen bestehende Brühe, und diese von dem Lord Marschal in Sanssouci zuerst angegebene, aber von dem

König

König emendirte und corrigirte Lieblingsſchüſſel hieß Polenta. Endlich beſchloß der König, indem Er den herrlichen Appetit lobte den Ihm der Löwenzahn mache, die Scene mit einem ganzen Teller voll aus einer Aalpaſtete, die ſo heiß und würzhaft war, daß ſie in der Hölle gebacken ſchien, wie der Tiſchgenoſſe des Königs mir und meiner Frau verſicherte.

Schon bey Tafel zeigte ſich die üble Wirkung dieſes herrlichen Appetits bey dem König. Verſchwunden war die gute Laune und ſogar die Frölichkeit, die der König den ganzen Morgen hindurch, und auch ſelbſt noch bey der Tafel geäuſſert hatte. Noch an der Tafel ſchlief der König ein, hatte convulſiviſche Bewegungen im Geſichte, erwachte aber bald mit einer Neigung zum Erbrechen, und hub die Tafel eine Stunde früher als gewöhnlich auf.

Wie jämmerlich nun ſchon in ſeiner Seele, Seine Majeſtät mich und meinen armen Löwen-

zahn

zahn verurtheilt habe, das dachte ich wenigſtens zum voraus. Aber, es kam unendlich viel ärger, als ich dachte und erwartete! Um drey Uhr, wie mir befohlen war, erſchien ich, mit langſamen Schritten, muthlos, mit verhaltenem Gram, und (ich geſtehe es gerade heraus) mit wahrem Widerwillen — vor dem König!

Fürchterlich war der Blick ſeiner Augen. In den tiefen Höhlen der Wangen, und zumal in ſeinen ſonſt ſo feinen und mir ſo angenehmen Lippen, ſaß die tiefſte, ſchwärzeſte, erſchrecklichſte Traurigkeit. Die erſten Worte, die der König mit einer mir ganz fremden Stimme ausſprach, erſchütterten mir Herz und Seele.

Lange ſtand ich im Zweifel, ob ich es auch, aus Reſpekt für die Herren die immer und immer Gröſſe der Seele affektiren und keine haben, wagen ſolle, dieſe Worte zu wiederhohlen? Aber, indem ich dachte, daß bey den gröſten Männern auf Thronen und Katheedern, melankoliſche Augenblicke

doch

doch am Ende eben das ſind, was bey uns Menſchen aus der Unterwelt; und daß dieſe groſſen Männer dann freylich auch eben ſo ſprechen wie jeder andere melankoliſche Menſch: ſo glaube ich doch, ich müſſe es nicht verheelen, daß der gröſte Mann des achtzehnten Jahrhunderts, König Friedrich der Groſſe, mir den dreiſſigſten Junius 1786 des Nachmittages um drey Uhr ſagte: Je ne ſuis plus qu'une vieille carcaſſe, bonne à etre jettée ſur la voirie!

Mit der zärtlichſten Rührung antwortete ich dem König: Euer Majeſtät ſehen, in dieſem Augenblicke, nur die allerſchlimmſte Seite der Sache. Sie vergeſſen ganz die guten Zwiſchenraûme, die Sie ſo oft haben, und noch geſtern und dieſen Morgen hatten. Sie vergeſſen, was Sie doch alle Tage ihres Lebens, jeden Morgen ohne Ausnahme, für ihr ganzes Reich, und alle ihrem Scepter unterworfene und an ihrer Vaterhand geleitete Völker, thun und ſind. Vorüber gehen

bald dieſe Augenblicke von Traurigkeit, und dann fühlen Euer Majeſtät auch gewiß wieder die ganze Kraft und Gewalt ihres Geiſtes. Ihr Unterleib iſt izt ſehr voll und bedrückt; nach einigen guten Stühlen iſt Morgen alle ihre Heiterkeit wieder da.

Gerade ins Geſicht ſah mir ſonſt immer und in einemfort der König, ſo lange Er mit mir ſprach; und das mit Augen — wie ſie Gott vielleicht nie als für dieſen Königskopf erſchaffen hat! Aber anizt, da Er die oben angeführten Worte ausſprach, waren ſeine Blicke ſeitwerts von mir abgekehret. Nach und nach, indem ich mit einem männlichzärtlichen Tone ſprach, näherten ſich mir wieder die Augen des Königs; und endlich hefteten ſie ſich wieder an mich und in mich, mit einem unausſprechlichen Ausdruck von Zufriedenheit, Freündlichkeit, und Milde! — Dieſe Viertelſtunde, deren Anfang erſchrecklich war, zählte ich am Ende unter die glücklichſten meines Lebens.

Erſter Julius. Noch war der König dieſen Morgen um acht Uhr, niedergeſchlagen und traurig; aber auf eine mildere Art. Seine Stimme war unausſprechlich angenehm (*). Er ſprach mit mir ſo hinreiſſend freündlich und liebevoll, daß mir immer dabey angſt war, es möchten mir Thränen in die Augen kommen! Häufig nannte mich der König: mon cher Monſieur, mon bon Monſieur, mon cher Monſieur Zimmerman, und ſogar mon ami!

Aus dem Ende dieſer Unterredung, muß ich nothwendig folgendes mittheilen, denn es iſt ſehr charakteriſtiſch.

König. Das Wohlſeyn weniger Tage gieng bald vorüber.

(*) Ein vortreflicher Engliſcher Reiſebeſchreiber hat überaus gut und wahr geſagt: (His tone of voice is the cleareſt and moſt agreeable in converſation I ever heard) Der Klang ſeiner Stimme iſt der reinſte, und allerangenehmſte in der Converſation, den ich jemals hörte.

Ich. Euer Majeſtät vertragen und verdauen, wahrlich, ihr Eſſen nicht.

König. Ich hatte heüte dennoch ein ſehr rührendes Vergnügen. Man ſchreibt mir, daß es in meinem Lande mit der Erndte nicht ſo ſchlecht ſtehe, als ich erwarten mußte.

Und ich merkte, was die Klocke geſchlagen hatte; ſprach alſo kein Wort mehr von Diät, ſondern vom Wetter!

Der König nahm ſodann, nach ſeiner Gewohnheit (vermuthlich in der Erwartung, daß ich Luſt haben könnte, wieder von Diät zu ſprechen) ſeinen Hut ſehr freündlich ab, und ſagte, nach ſeiner Gewohnheit: adieu mon cher Monſieur, ayés la complaiſance de revenir ici à trois heure.

Um drey Uhr fand ich den König, nach verſchiedenen ſtarken Stuhlgängen und darauf erfolgter groſſer Erleichterung, bey ſehr guter Laune. Er unterhielt ſich lange mit mir über mancherley

Dinge;

Dinge; und ſagte zu meinem groſſen Vergnügen, bis vollends am Ende, nichts von Medicin.

Einige Reden des Königs, nebſt meinen Antworten, kann ich erzählen.

König. Aus welchem Theile der Schweiz ſind ſie gebürtig?

Ich. Aus dem Städtlein Brugg, im Canton Bern.

König. Ich kenne dieſen Ort nicht.

Ich. Es iſt der Ort, wo mir die Siege und Schickſale Eüer Majeſtät oft den Schlaf benahmen.

König. Giebt es in der Schweiz noch Abkömmlinge der erſten Stifter der Republik?

Dieß wußte ich nicht recht, oder eigentlich weiß ich es gar nicht. Aber ich wußte, daß dem König mit ſchwankenden Antworten gar nicht gedient war, und daß Ihm ſolche Antworten immer misfielen. Alſo antwortete ich keck: Nein!

König. Wilhelm Tell war ein groſſer Wohlthäter ſeines Vaterlandes.

Ich. Er und ſeine Gehülfen, erzeigten der Schweitz die gröſte Wohlthat, die man ſeinem Vaterlande erzeigen kann: wir verdanken dieſen heroiſchen Männern unſere Freyheit!

König. Ich liebe ſehr die republikaniſchen Verfaſſungen. Aber unſere Zeiten ſind für alle Republiken ſehr gefährlich; nur die Schweitz wird ſich noch lange erhalten. Ich liebe die Schweitzer (*) und zumal die Regierung in Bern. Es

iſt

(*) Die Schweitzerliebe des Königs, die ſich auf Schrot und Korn von Sulzer, Beguelin, Merian, Lambert, Wegelin, Lentulus, und auf die Verdienſte ſo vieler anderer treflicher Schweitzer gründete, war aber doch auch zuweilen wirklich comiſch. Wer auch kein Schweitzer war, mußte ins Teufels Namen ein Schweitzer ſeyn, wenn ihn Friedrich der Groſſe dafür hielt. Aus dieſer Urſache wählte der König, für Seine Königliche Hoheit den gegenwärtigen Kronprinzen

ist Würde in allem was die Regierung in Bern thut; ich liebe die Berner.

Ich. Euer Majestät machen mich, durch diese unvergeßlichen Worte, glücklich und hochherzig!

zen von Preussen, einen Herrn Behnisch zum Untergouverneur. Dieser Herr Behnisch erzeigte mir in Potsdam die Ehre, mich seiner Gesundheit wegen um Rath zu fragen. In den ersten Augenblicken hielt ich Herrn Behnisch, seiner grossen Offenheit wegen, durchaus nicht für einen Deutschen, sondern allerdings für einen Schweitzer. Aber da Er sehr fein sprach, also das erzgrobe Baurenorgan von Sprache, und barbarischer Elokution nicht hatte, das Ich, und alle Schweitzer ohne Ausnahme (aber doch keiner in einem so hyperbarbarischem Grade wie Lavater!) ewig haben und ewig behalten, so galt Er bey mir nicht für meinen Landsmann: ob ihn gleich König Friedrich der Grosse, immer königlich keck, tapfer und unüberwindlich (wie mir Herr von Stamford versichert hat) dafür hielt. Uebrigens sagte mir Herr Behnisch selbst, er sey aus Breslau.

Aber alle Republiken verdienen doch Ihre Achtung nicht: zum Exempel die Holländer.

König. Der König in Frankreich, regiert und gebietet in Amſterdam ſo unumſchränkt wie in Champagne.

Ich. Und die Holländer haben izt ein hizziges Fieber; ein Fieber und eine Hirnwuth, die den Namen von Patrioten und Patriotiſmus ewig ſchändet und zum Eckel macht.

König. Das iſt wahr. Aber mir misfällt doch auch — — — — — — — — (hier ſagte mir der König einige ſehr wichtige Dinge, mit einer Offenheit über die ich erſtaunte. Er hatte die Gnade ſogar, hinzuzuſetzen: ceci ſoit dit entre nous!)

Seinen Zuſtand vergaß der König, glücklicher Weiſe, unter dieſen und andern Geſprächen. Nun kam ich aber ſelbſt darauf, und bat Seine Majeſtät, den folgenden Morgen wieder den Löwenzahn zu nehmen. Der König antwortete mir:

Je

Je n'ay point de confiance en cette drogue — verſprach mir aber doch dieſes Mittel den folgenden Morgen wieder zu nehmen.

Zweiter Julius. Der König hatte ſein Mittel aus dem Löwenzahn dieſen Morgen wieder genommen. Er ſagte mir, es bekomme Ihm gut, und war dabey heiter und froh. Aber einen böſen Beweis dieſer Heiterkeit und dieſes Frohſeyns, erfuhr ich, bevor ich zu dem König kam, im Vorzimmer: ſchon dieſen Morgen frühe beſtellte Er ſich für ſein Mittageſſen eine Nudelnpaſtete (*)!

(*) Ebenfalls eine fürchterliche Compoſition, wie die ſo oft von mir, in meiner ſtillen Seele, vermaledeyte Polenta! Ueberhaupt ließ ſich der König ſeinen Küchenzeddel, jeden Morgen ſehr frühe bringen. Mit eigener Hand ſtrich Er aus was Ihm misfiel (ein Amt das ich mir oft wünſchte!) und mit eigener Hand, ſezte Er die Gerichte hinzu, die Er haben wollte. Aus äuſſerſt componirten, äuſſerſt unverdaulichen, und

Ein ſehr froher Morgen war dieſer Morgen für den König, und alſo auch für mich. Der König ſprach aüſſerſt lebhaft, und ganz in der Manier ſeiner beſten Lebenszeiten. Aber es thut mir leyd, daß ich das Wenigſte von dem wieder erzählen kann und darf, was der König mir an dieſem Morgen ſagte.

Er hielt eine ordentliche Fürſtenrevüe! Oft fragte mich der König zuerſt, ob ich dieſen und jenen deütſchen Fürſten kenne? Er nannte mir, der Reihe nach, viele deütſche Fürſten, von denen ich auch viele nicht kenne. Ich antwortete mit dem gröſten Bedacht, immer ſo als wenn die Fürſten

und aüſſerſt heiſſen Sachen war alles erzeüget und gebohren, und, wenn ich mich des Ausdruckes eines königlichen Tiſchgenoſſen bedienen darf, in der Hölle gebacken! Ich habe zwey ſolcher Küchenzeddel, wovon einer die Correkturen des Königs enthält und wovon der andere ganz von des Königs Hand iſt, als Reliquien mitgebracht.

Fürſten gegenwärtig wären von denen ich ſprach; und von Jedem ſagte ich auch alles Gute was ich von Ihm wußte. Der König urtheilte über Alle; hieb gewaltig ein, und wahrlich bisweilen ſo: daß der Hieb den armen Fürſten vom Kopfe bis zu den Beinen ſpaltete!

Bey aller meiner leiſen Zurückhaltung, war es mir doch bisweilen ſchlechterdings unmöglich, nicht zu lachen. Der König, der mich nicht auf einen Moment aus ſeinen groſſen und umfaſſenden Augen verlohr, mich immerfort durch und durch blickte, bemerkte jedesmal, wie es mir ſchien, mein Lächeln und mein Lachen wohlgefällig.

Eines einzigen Prinzen will ich hier erwähnen, damit ich doch einige höchſt merkwürdige Züge aus dieſer Converſation des Königs anführen könne; und damit man dann beylaüfig auch ſehe, was ich Friedrich dem Groſſen über unſere Philoſophie zu ſagen wagte.

Der

Der König ſagte etwas zum Lobe jenes Prinzen; ich antwortete: Er iſt ein liebenswürdiger Prinz.

König. Ich bin mit ihm nicht ganz zufrieden. Er iſt zu intrigant.

Ich. Man ſagt, er ſey auch ein wenig aberglaübiſch.

König. Ja wohl. Sehr aberglaübiſch iſt Er. In alle Thorheiten der Alchymie und Theurgie hat er ſich verſtiegen; und die haben, wie ſie wiſſen (**) ihren Urſprung in der Freymaürerey. Ich verlache alle dieſe Narrheiten!

Ich.

(**) Es ſchien aus dieſen Worten, der König halte mich entweder für einen Freymaürer; oder Er glaube, daß ich doch wenigſtens, von den Myſterien der Freymaürerey etwas wiſſe. Aber, leider, bin ich weder Schüler noch Meiſter geheimer Weisheit; ein Freymaurer bin ich alſo nicht, und von den Myſterien dieſer Geſellſchaft weiß ich nichts. Indeſſen iſt es mir, mitten unter der gnoſtiſchen und theoſophiſchen Gährung,

Ich. Das Lächeln eines Königs iſt oft das beſte und immer das mildeſte Geſez.

König. Aber der Aberglauben verlieret doch allenthalben ſeine Macht durch die Fortſchritte der Vernunft.

Ich. In Wien. Aber Sire! Es iſt doch ſonderbar, daß in Ländern, die ſonſt aufgeklärter waren als Oeſterreich; eben in dieſen Zeiten, da die

rung, worinn ſich izt Deütſchland befindet, doch immer ſehr erfreülich zu ſehen, daß eben die ehrwürdige Geſellſchaft der Freymaürer bey den Fürſten und Weltleüten in Deütſchland, den Sinn für Religion vielleicht am meiſten offen hält, und nicht ihr leztes Licht ausblaſet, wie es durch die ſogenannten Aufklärer in Paris, in London, und in Rom ausgeblaſen iſt. Und dieß, wie ich zuverläſſig weiß, iſt nur Weniges von allem Guten, was die groſſe und von mir nie ohne die tiefſte Ehrerbietung genannte Geſellſchaft der Freymaürer, in Berlin, in Hannover, in Dresden, in Leipzig, und überall, ſtiftet und thut.

die Philoſophie ſo vernünftig wird, und da die Phyſik ſolche Rieſenſchritte macht, der Aberglauben ſein Haupt nun wieder ſo ſehr emporhebet, als in den Jahrhunderten der dickſten Finſterniß?

König. Der Aberglauben dringet izt nur ſelten bis zu den Fürſten. Aber viele von unſern Gelehrten ſind aberglaubiſch. Was halten ſie, Herr Zimmermann, von den unbekannten Obern?

Ich. Sire, die unbekannten Obern halte ich für abgedankte Hofmeiſter und bankrottirte Schriftſteller auf Dachſtuben.

König. Haben ſie in Hannover auch ſolche Schwärmer?

Ich. Einer kam voriges Jahr zu uns, aus Berlin! Er war in alle Weiber verliebt, warb für geheime Orden, eiferte gegen alle Schwärmer, und war ſelbſt der gröſte von Allen. Er verdrehte die Augen, ward blaß und roth, grimaſſirte und geſtikulirte ſo jämmerlich in meinem Hauſe daß ich hätte glauben ſollen: unter allen meinen

Schrän-

Schränken, Büreaux, Commoden, Tiſchen, Stühlen, Öfen und Betten, unter meinem Dache, in meinem Keller, und unter dem Feuerheerd in meiner Küche — ſtecken Jeſuiten! Er bat mich um Gottes willen, wenn ich unendlichem Mord und Todtſchlag vorbeugen wolle, ſo möchte ich doch eiligſt an die Kaiſerinn von Rußland ſchreiben, um Sie zu warnen vor dieſem allenthalben im Finſtern ſchleichenden, jeſuitiſchen Nattergezüchte (*).

Nun

(*) Jeſuitenriecherey, oder Argwohn einer unter der Herrſchaft und Leitung unbekannter Obern allenthalben, unſichtbar wie die Peſt, im Finſtern ſchleichenden Allmacht; der Argwohn eines izt mehr als jemals groſſen Kitzels zur Verbreitung des Catholiciſmus; der Argwohn einer, vorzüglich izt, unwiderſtehlichen Begierde zum Anlocken proteſtantiſcher Fürſten unter die reizende Schürze der Römiſchen Kirche — dieß Alles iſt die Erfindung eines Herrn Leüchſenring! Dieſer Herr Leüchſenring, gebürtig aus dem

Nun kam der König an die catholiſchen Fürſten, und ich gelegentlich an den Pabſt. Aber der König

dem Elſaß, vormals Hofmeiſter des Erbprinzen von Darmſtadt, nachher auf einige Monate Lehrer der beyden Prinzen von Preuſſen, nachher wieder Hofmeiſter eines Herrn von Labes aus Berlin, iſt ein ſehr gelehrter, ſehr welterfahrner, und in alle Weiber verliebter Mann. Er fand daher, allenthalben, bey Gelehrten, und zumal bey Weltdamen — Eingang. Seine Erfindung, wie Er mir ſelbſt verſichert hat, brachte Er zuerſt nach Berlin; und war glücklich oder unglücklich genug, dort verſchiedene vortrefliche Köpfe davon zu überzeügen. Dieſe liehen nun der Hypotheſe Leüchſenrings, ihre Gelehrſamkeit, ihre Weltkenntniß, ihre Welterfahrung, ihren Scharfſinn, und ihren Witz. Mit dieſer Ausſtaffirung, kam die Hypotheſe nach Göttingen, Gotha, Weimar, und Jena, auch wieder auf die Toilette mancher Dame, und zu manchem Schriftſteller und Recenſenten in ſein Mausloch. Nun ward die Fackel des Mistrauens, des Argwohns, des Religionshaſſes, der Zwietracht und der Intoleranz, über

Deütſch-

König fertigte mich ſehr kurz ab, und ſagte: mit Dem — iſt es aus!

Des

Deütſchland geſchwungen. Jeſuitenriecherey ward Mode, und fuhr ſchnell wie der Blitz, wieder zwiſchen die Weiber! Gelehrte und Weiber giengen nun, in Schaaren, auf die Jeſuitenjagd. Nicht in Wien — — ſondern durch dieſe von ſcharfen und modiſchen Naſen nun allgemein geübte Jeſuitenriecherey, entſtand die vermeſſene und ſchändliche Lüge: der Prinz Friedrich Ludewig Carl von Preüſſen, zweiter Sohn des Königs, ſey bey der Coadjutorwahl zu Mainz in Vorſchlag gebracht! Aus dieſer Jeſuitenriecherey, entſtand die Mähre, der König in Schweden ſey catholiſch! Aus dieſer Jeſuitenriecherey, entſtand die ſchändliche Lüge, man wolle den Erbprinzen von Weimar in der catholiſchen Religion erziehen! Aus dieſer Jeſuitenriecherey, entſtand die alberne Sage, der Fürſt von Deſſau ſey ein groſſer Beförderer der Catholicität! Aus dieſer Jeſuitenriecherey, entſtand der ſtockdumme, und allenthalben durch ganz Deütſchland verbreitete Schnickſchnack: die Fürſtinn von Deſſau, eine gebohrne Prin-

Des Nachmittages um drey Uhr, fieng nun die Nudelnpaſtete an zu wirken; und dieſe neüe Indigeſtion veranlaßte folgende Unterredung.

König. Hören ſie, es ſcheint mir doch, daß der Löwenzahn, den ich nehme, weiter nichts ſey, als un peu miton mitaine?

Ich. Eüer Majeſtät glauben ganz gewiß nicht, daß ich es wagen, daß ich mich erdreiſten würde, Ihnen mediciniſches Spielwerk zu verſchreiben! — Aber man kann auf eine Krankheit, wie die Krankheit Eüer Majeſtät iſt, nicht Sturm laufen.

König.

ceſſinn von Brandenburg, die mit ganzem Herzen und allen Kräften ihrer erhabenen Seele die reformirte Religion bekennet, habe in Zürich, unter Lavaters Leitung, die catholiſche Religion angenommen! Ich ſpare meine Dinte — — — und ſage weiter nichts: denn Leüchſenrings Hypotheſe wird, wie alle Hypotheſen, ſterben und vergehen; und liegt, vielleicht in dem Moment, da ich dieſes ſchreibe, ſchon in ihrer Agonie.

König. Das begreiffe Ich; denn wollten ſie auf die Krankheit Sturm laufen, ſo ſchmiſſen ſie den Kranken zu Boden.

Uebrigens war der König ſehr gnädig und ſehr höflich, und verſprach mir beym Abſchied: Er werde Morgen frühe den Löwenzahn wieder nehmen.

Dritter Julius. Dieſen Morgen hatte der König den Löwenzahn genommen, befand ſich ziemlich gut, war ſehr gnädig und gütig, und hatte den Abend vorher dem Herrn Grafen Luccheſini, und den übrigen Herren von ſeiner Abendgeſellſchaft geſagt: Zimmermann iſt ganz und gar kein Charlatan; er iſt ein ganz anderer Mann als alle Aerzte die ich kenne. Man kann mit ihm ſprechen worüber man will. Ich bin ihm Dank ſchuldig, und bin unendlich mit ihm zufrieden.

So aüſſerſt unverdient dieſes Lob auch in mancher Abſicht war, und ſo unverdient es auch

bleiben wird bis an meinen Tod: ſo erzähle ich es doch, weil ich wirklich zu alt bin um mich vor Menſchen noch zu ſcheüen, weil es zu dieſer Geſchichte gehöret, und weil es mir bey dem Könige Muth gab. Izt gleich gebrauchte ich auch dieſen Muth, da der König faſt von nichts als medicinischen Dingen ſprach, um Ihm manche nützliche Wahrheit zu ſagen.

Sehr gut befand ſich der König auch des Nachmittages, und Er war wieder von der beſten Laune. Kurz eh ich kam, hatte Er, aus eigenem Antrieb, einen aus dem wäſſerichten Aufguſſe von Hollunder Blüten, und Eſſig, aufſteigenden Qualm (*) eingehaucht, den ich Ihm, einige Tage

(*) Die Nachricht von dieſem Qualmbade kam (aber etwas verhunzt) bis nach Straßburg. Eine dortlebende hannöveriſche Gräfinn, bat mich um Gottes willen: Ach ich möchte Ihr doch, das Recept zu dem köſtlichen Räucherpulver geben, das ich dem König in Preüſſen ver-

Tage vorher, zur Erleichterung des Athemhohlens angerathen hatte, und deſſen gute Wirkung Er

verſchrieben habe; und das, wie die gnädige Gräfinn mir verſicherte, ſo ſchöne rieche! — Man ſieht hieraus, wie keine Sache, ſo klein ſie auch immer ſeyn mag, um einen König herum vorgeht, die man nicht (obgleich immer falſch) wieder erzählet. Hieraus läßt ſich ſchlieſſen, wie die geheimen Berichte der Geſandten oft beſchaffen ſeyn mögen, die gewöhnlich Alles an ihre Höfe berichten müſſen, was ſie ſehen, hören, und riechen; und gewöhnlich dann auch, was ſie von Kabinetsgeheimniſſen wiſſen wollen, aus der dritten vierten fünften und ſechsten Hand ſchöpfen, und vorzüglich immer aus dem bekannten Canal — der Weiber! Friedrich der Groſſe ſagte einſt: Ich wollte mein Hemd verbrennen, wenn es wüßte was ich weiß. Aber auch Friedrich der Groſſe, war doch nicht immer und in allen Fällen, ſo behutſam als man glaubt. Einmal war mein Freund der Graf Lucchesini des Abends bey Ihm, und der König ſagte ein Geheimniß von groſſer Wichtigkeit an Lucchesini, in franzöſiſcher Sprache, und ganz laut.

gegen die Herren von ſeiner Geſellſchaft lobte. Nun ſagte mir der König ſelbſt, wie gut Ihm dieſer Qualm bekomme; und ſezte hinzu: auch nach dem Cliſtier, das ſie mir dieſen Morgen anriethen, befinde Ich mich ſehr wohl.

Die Converſation fiel nun wieder auf die leidige Diät. Ich ſagte alles was ich dem König nur nüzliches ſagen konnte, und der König hieß alles was ich ſagte, ſehr gut. Dann gieng die Converſation auf folgende Weiſe fort.

König.

laut. Ganz leiſe und in italiäniſcher Sprache, antwortete Luccheſini dem König: der Bediente, der hier im Zimmer gegenwärtig ſey, verſtehe Franzöſiſch! Ces Animaux, erwiederte der König ganz laut, n'entendent point le François. Luccheſini nannte mir den Bedienten, der noch bey dem König war. Aus Neugier wünſchte ich alſo doch zu wiſſen, ob dieſer Bediente franzöſiſch verſtehe oder nicht? Den andern Morgen, als ich nach Sansſouci kam, ergriff ich einen Vorwand, um mit dieſem Bedienten zu ſprechen. Ich redete ihn franzöſiſch an: et cet Animal me repondoit admirablement bien!

König. Ich geſtehe daß ich Melonen nicht vertrage.

Ich. Heüte aß ich mit meiner Frau, das lezte Stück der kleinen afrikaniſchen Melone, die Eüer Majeſtät mir vor vier Tagen ſchenkten. Sie ſehen alſo, Sire, daß ich Diät lehre, und ausübe.

König. Sie haben aber doch auch geſehen, wie meine chriſtliche Seele gemartert ſeyn muß, wenn Ich — dieſer Verſuchung ſoll widerſtehen!

Ich. Es ſcheint daß Eüer Majeſtät ſolche Früchte nicht vertragen, die Ihnen den Leib nicht öfnen, und Sie nicht ein wenig purgiren. Dieß thun Melonen nicht. Aber Trauben ſollten Eüer Majeſtät eſſen, weil dieſe gelinde abführen, und weil Sie auf alles, was gelinde abführt, ſich beſſer befinden.

König. Sie haben recht. Trauben ſind die einzige Frucht, die Ich noch vertrage.

Ich. Trauben ſind gar in mancher Abſicht, eine aüſſerſt geſunde Frucht; aber in den nördlichen

Ländern kann ich leider, nur wenigen Menſchen Trauben verſchreiben, weil man keine Weinberge hat.

König. Haben ſie die Weinberge in meinem Lande nicht geſehen?

Ich. Mit wahrer Ueberraſchung ſah ich den ſchönen Weinbau, auf dem Wege von Brandenburg nach Potsdam. Lange war ich, von Magdeburg her, durch den tiefſten Sand, und oft ganz unfruchtbare Gegenden gereiſet; und nun kam ich auf einmal in Entzückung, als ich nah bey der Stadt Werder, die gröſte Fruchtbarkeit erblickte. Bey der höchſten Cultur, mit der ſich die Gegend von Werder, in eine der ſchönſten und reichſten Gegenden verwandelt und veredelt hat, vergaß ich aber auch bald den Brandenburgiſchen Sand.

König. Die Menſchen ſind ſo ſtolz, daß ſie glauben, Alles in der Welt ſey nur für ſie da; und doch weiß Ich nicht, warum Gott den Sand erſchuf?

Ich.

Ich. (Unglücklicher Weiſe, kam mich hier ein Lachen an, weil es mir ſo aüſſerſt natürlich, aber zugleich auch etwas comiſch auffiel: daß ein Churfürſt von Brandenburg mit ſolcher Naivheit mir geſtand: Er wiſſe nicht warum der liebe Gott den Sand erſchuf! — Dieſes Lachen brachte mich in eine vermaledeyte Verwirrung, aber ich erholte mich bald.)

König. Mit der Indüſtrie meiner Unterthanen, in dieſer Gegend, bin ich aüſſerſt zufrieden. Aber es giebt auch Weinberge in Schleſien. Man baut dort jedes Jahr Wein für dreyhunderttauſend Thaler. Aus einem Theile dieſes Weines macht man zwar Eſſig, und mit dem andern treibt man viele Betrügereyen; man verſendet ihn nach Stettin, und dann kommt er von da, als Pontack zurück.

Ich. So verkauft man in Hannover auch Pontack, den man in Hamburg, Bremen und Lübeck, mit den Heidelbeeren aus der Lüneburger Heide braut.

König. Haben sie hier den Weinberg des Arztes Frese (**) gesehen?

Ich:

(**) Der nunmehrige Herr Geheimerath Frese, war damals Hofmedicus des Königs, und Garnisonsmedicus in Potsdam. Er ist ein vortrefflicher Arzt, und ein sehr judicióser, und sehr rechtschaffener Mann. Oft hat der König ihn, eh ich in Potsdam war, zu sich kommen lassen, und ihn, wegen seiner Gesundheit, um seinen Rath befragt. Immer hat auch Herr Frese dem König, vortrefliche, höchst zweckmässige und höchst nöthige Räthe, mit dem gewöhnlichen Erfolge gegeben. So lange ich in Potsdam war, sah aber der König, so sehr ich auch dieß gewünschet hätte, Herrn Frese nicht: denn der König haßte alle mediciniſchen Consultationen, weil Er (wahrlich nicht mit Unrecht) glaubte, ein Arzt werfe dabey nur immer seine Bürde auf die Schulter des andern. Darum verhörte auch der König, viel lieber, jeden Arzt alleine ad protocollum! — Aber mir war Herr Frese auch noch besonders dadurch merkwürdig, weil Ihn der König, gegen das Ende des siebenjährigen Krieges, nach Baktschisarai geschicket hatte,

Ich. Den Weinberg und ſeinen Beſitzer. Beyde gefielen mir ſehr.

König. Dieſer Weinberg bringt ſeinem Beſitzer jährlich dreyhundert Thaler ein.

Ich.

hatte, um den damaligen Chan der Tartaren von einer Migraine zu heilen, die Herr Freſe auch glücklich geheilet hat. Der König hatte, einige Zeit vorher, eine Unterhandlung in der Krimm angefangen, um den Chan zu bewegen, mit allen ſeinen Horden, in Rußland einzufallen. Das will ich ſehr gerne thun, antwortete der Chan dem König, aber ſchicken Sie mir erſt einen Arzt, der mich von meiner Migraine befreye? Der König ſchickte Herrn Freſe an den Chan. Aber eben als die Migraine geheilet war, ſtarb die Kaiſerinn Eliſabeth, und Rußland war nun auf Preuſſiſcher Seite. Dieſer Tod und dieſe Revolution, ärgerte den Chan. Er wollte deſſen ungeachtet, immer noch, und par tous les Diables, mit hunderttauſend Tartaren in Rußland einfallen. Friedrich der Groſſe mußte Couriere über Couriere ſchicken, um ſeinem Freünde dem Chan zu bedeüten: daß dieß izt ein ſehr dummer Einfall wäre!

Ich. Den Wein habe ich gekoſtet. Er iſt zwar ſehr ſchön roth; aber, nehmen es mir Eüer Majeſtät nicht übel, fürchterlich herb und ſauer.

König. Nun ſo müſſen ſie darum auch meine eigene Trauben koſten. (Der König rief ſogleich einen Bedienten herein, und ſagte, daß man Ihm einen Teller mit Trauben bringe. Seine Majeſtät wählte ſodann ſelbſt die ſchönſte Traube aus, gab ſie mir, und ſagte: eſſen ſie das.)

Ich. Dieſe Traube ſchmeckt ſo vortreflich, als die ſchönſte Traube von Neufchatel.

König. Iſt aber auch, mit Erlaubniß, im Treibhauſe gewachſen.

Nachdem dieſe Unterredung über mancherley Dinge, noch eine gute halbe Stunde fortgedauret hatte, ſagte der König: adieu mon cher et bon Monſieur, und ſezte ſpaashaft hinzu, je me recommende à votre protection, et à votre bonne providence!

Vierter Julius. Heute frühe um acht Uhr, war der König von der herrlichſten Laune.

König. Ich bin mit ihrem Löwenzahn aüſſerſt zufrieden. Dieſes Mittel erleichtert mich ſichtbarlich. Es giebt mir den gröſten Appetit, und hält mir den Leib ſehr gut offen. Ich will es ſehr gerne fortgebrauchen.

Ich. Geſtern frühe und heute frühe, nahm ich die Freyheit, ohne daß es Euer Majeſtät wußten, Denſelben drey Eßlöffel voll von dem Saft des Löwenzahns, anſtatt zwey Eßlöffel voll, geben zu laſſen.

König. Das bin ich ſehr zufrieden. Wenn ich Arzney nehme, ſo weiß ich wohl daß ich Unflat nehme, und ſchlücke ſie dann geſchwind nieder, ohne auf den Geſchmack zu achten. Ich habe auch ihren Qualm wieder eingehaucht, der mich ſehr erleichtert, und womit ich ebenfalls fortfahren will. Aber, aber (der König hub den Arm in die Höhe, ſtreckte ſeinen Zeigefinger aus, und

ſchwang

Fünfter Julius. Weit beſſer als geſtern Mittag, Nachmittag, und Abend war der König dieſen Morgen. Er klagte indeſſen noch über Druck im Magen und Unterleibe; und ich rieth dem König ſein liebes altes Digeſtivpulver!

Luſt zum ſprechen hatte Er izt wieder, wie ich mit groſſem Vergnügen bemerkte, und ſo entſtand folgende Converſation.

König. Meine Augen ſchmerzen mich.

Ich. Es iſt zu viel Sonnenlicht hier. Befehlen Eüer Majeſtät, daß ich eine Fenſtergardine zuziehe?

König. Nein, nein; Ich habe immer das Licht geliebet.

Ich. Auch haben es Eüer Majeſtät, immer um ſich her, in der Nähe und Ferne verbreitet.

König. (mit einem aüſſerſt ſanften und freündlichen Lächeln) Ach ich war doch immer, nichts als ein armer Sterblicher!

Ich

Ich fieng nun wieder an, von dem gegenwärtigen Zuſtande des Königs zu ſprechen, der mir aüſſerſt bedenklich ſchien. Aber deſſen ungeachtet hatte der König wieder Muth.

König. Bishieher haben wir mit dem Feinde nur ſcharmuzirt; aber wir haben ihn nicht geſchlagen.

Ich. Man muß den Feind immer von neüem angreiffen, und ihm keine Ruhe laſſen.

König. Ihre Art Krieg zu führen, gefällt Mir recht gut.

Ich. (Nachdem ich den Puls des Königs gefühlet hatte.) Der Puls iſt gut, und nicht ſchwach. So lange der Puls ſo bleibt, iſt jedes andere Merkmal groſſer Schwäche doch nur vorübergehend. Geſtern Mittag, Nachmittag, und Abend, waren Eüer Majeſtät aüſſerſt ſchwach, und nun wird man ſchon wieder von dieſer Schwäche nichts gewahr. Kraft iſt alſo im Herzen.

König. (lächelnd, und ſehr zufrieden mit meiner Antwort) Wiſſen ſie woher das kommt? c'eſt que mon Pére n'a jamais eu la Verole. Sahen ſie je die kleinen kraftloſen Geſpenſter, die man in Frankreich ſo häufig ſieht, und die ſo trübſelig für die Sünden ihrer Väter büßen?

Ich. In Paris und anderswo, ſah ich ſie wie Leichname wandeln. Obgleich die Engländer eben ſo lüderlich, oder eigentlich noch lüderlicher ſind als die Franzoſen; denn die Franzoſen ſind nur aus Temperament lüderlich, aber die Engländer ſind lüderlich aus Grundſätzen, und weil es Landesſitte, und guter Ton bey ihnen iſt: ſo behalten die Engländer doch immer mehr Derbheit als die Franzoſen.

König. Das kommt daher, weil die Engländer nahrhaftere Speiſen eſſen als die Franzoſen: ob Ich zwar auch nicht recht begreiffe, wie ein blutiger Braten Kräfte giebt.

Der

Der König verabſchiedete mich nunmehr auf eine Art, die mich vermuthen ließ, ich werde heüte die Erlaubniß erhalten, wieder nach Hannover zurück zu gehen. Er ſagte: J'espere, mon cher Monſieur, que vous me fairés le plaiſir de révenir encore une fois cette aprésdinée, afin que je puiſſe vous faire mes remercimens pour toutes les complaiſances que vous avés eües pour moi.

Als ich des Nachmittags um drey Uhr kam, ſchien der König ſeine Meinung verändert zu haben, denn Er erwähnte nichts von meiner Abreiſe.

Er klagte noch ſehr über Druck im Magen und Unterleibe, ſagte daß Er ſehr von Blähungen und Krämpfen leide; und war dabey ziemlich übler Laune, wie folgende Unterredung zeigt.

König. Ihr Mittel aus dem Löwenzahn hat nichts gewirket; ich befinde mich nicht beſſer, ſeitdem ich es genommen habe.

Ich. Eüer Majeſtät erinnern ſich, daß ich Ihnen dieſes Mittel vorgeſchlagen habe, um Sie

dadurch zu erleichtern, aber nicht mit der Hofnung Sie dadurch zu heilen. Noch iſt der Löwenzahn bey weitem nicht lange genug gebraucht, um auch nur gehörig erleichtern zu können; und die öftern Unterbrechungen zerſtören alles Gute, das vielleicht dadurch geſchieht (*).

König. Es iſt wahr, ſie haben es mir gleich geſagt: daß Ich keine Erleichterung von dem Löwenzahn empfinden werde, als erſt nach dem Gebrauche von einem ganzen Monat.

Die Unterredung war kurz. Der König verabſchiedete mich bald, und mit dem bedeütungsvollen und fatalen Worte: adieu Monſieur le Médecin (**)!

Als

(*) Mit lateiniſchen Citationen hätte ich mich gewiß bey dem König lächerlich gemacht; und doch war ich in groſſer Verſuchung Ihm die Worte des Tacitus zu ſagen: Naturâ infirmitatis humanae, tardiora ſunt remedia quàm mala.

(**) So oft der König ſehr übler Laune, oder gar

Als um halb ſechs Uhr, die Herren von der gewöhnlichen Abendgeſellſchaft zum König kamen, verabſchiedete Er dieſelben augenblicklich mit dieſen Worten: Meſſieurs, je ſerois de trop mauvaiſe compagnie ce ſoir!

Sechster Julius. Etwas beſſer befand ſich heüte der König, und auch die Laune war etwas beſſer.

Die Converſation gieng ſo.

König. Ich fühle mich durch den Löwenzahn nicht geheilet.

Ich. Meine Abſicht war, die Engbrüſtigkeit Eüer Majeſtät dadurch zu erleichtern; und, ſo viel als möglich, der Waſſerſucht und ihren Folgen vorzubeügen. Aber dieſes Mittel kann nicht hindern, daß Eüer Majeſtät nicht von Indigeſtionen leiden wenn Sie Indigeſtionen haben.

gar brummiſch war, und ſonſt nie, nannte Er mich: Monſieur le Médecin!

König. Ich habe die Waſſerſucht nicht.

Ich. Was nicht iſt, kann noch ſehr leicht werden. Man muß Alles thun, um die Gefahren der Waſſerſucht abzuwenden.

König. Ich fürchte keine Gefahr, aber leiden mag Ich nicht. Ein Mittel verlange Ich, das mir auf der Stelle helfe.

Ich. Dieſes Mittel wünſche ich Euer Majeſtät von Herzen; aber ich kann es Ihnen nicht verſchaffen!

König. So gehe denn Alles wie es gehen mag. Ich fürchte nicht den Tod, ſondern nur die Schmerzen.

Adieu Monſieur le Médecin!

Um drey Uhr hatte der König eine ſtarke Colik, die Folge einer abermaligen Indigeſtion, und war dabey von der übelſten Laune. Sehr häufig hatte Er bey der Mittagsmahlzeit von einem friſchen Aal gegeſſen, gab aber doch izt dieſe Colik auf den Löwenzahn!

Aufs Höchſte war nun die üble Laune des Königs gegen Monſieur le Médecin und gegen den Löwenzahn geſtiegen. Dieß veranlaßte den Anfang einer Converſation, die ich aber glücklich ausbog, indem es mir gelang, die Imagination des Königs, für eine Weile auf andere Gegenſtände zu leiten, aber freylich nicht ganz zu beſänftigen.

König. (ſehr brummiſch.) Haben ihre Hannöveriſchen Soldaten in Gibraltar, dieſen Löwenzahn auch herunter geſchlücket?

Ich. Nein Sire; ſie tranken dafür Malaga und Portwein.

König. Das Betragen der Hannoveraner in Gibraltar, war ſehr ruhmwürdig. Wie geht es ihnen in Oſtindien?

Ich. Gleich nach ihrer Ankunft haben ſie, bevor ſie an die erſchreckliche Hitze gewohnt waren, ſehr große Märſche gethan. Mancher fiel dabey, vom Sonnenſtiche, todt zur Erde. Gleich nach einem ſolchen erſchrecklichen Marſch, fochten ſie

doch tapfer und ſiegreich gegen die Franzoſen. Anizt ſind ſie das Clima ſo gewohnt, daß ſie gar keine Luſt bezeügen wieder zu kommen. Eüer Majeſtät ſehen, daß die Hannöveriſchen Kriegsvölker ſich immer gleich bleiben, immer mit Muth und Ehre ſich betragen, in Oſtindien, wie in Gibraltar und in Deütſchland.

Adieu Monſieur le Médecin!

Siebenter Julius. Einige Tage her, hatte der König, zuerſt ſein liebes altes Digeſtivpulver; nachher (was ich für beſſer hielt) Rhabarber und Glaubers Salz in kleinen Doſen, genommen. Geſtern Abend erfolgten viele ſehr ſtarke Ausleerungen. Verſchwunden war augenblicklich, mit dieſen Ausleerungen alle üble Laune!

Es iſt mir, ſagte der König, ein neües Mittel angekommen, das ich dieſen Mittag probiren will: friſche Herringe.

Ich wünſchte Glück zu dem neüen Mittel, bat aber dabey die Rhabarber und Glaubers Salz

nicht

nicht zu vergeſſen; und ward hierauf, für dieſen Morgen, bald in Gnaden verabſchiedet.

Um die gewöhnliche Zeit des Nachmittages, kam ich dann wieder zu dem König, der ſich nicht mehr ſo gut befand, wie des Morgens; aber Er war doch dabey überaus ſanft und gütig.

König. Ich habe lange über dasjenige nachgedacht: was ſie mir geſtern von der Waſſerſucht nicht ſagten, aber doch merken lieſſen! — Mir deücht ſie haben recht; denn Ich habe den Finger in meine geſchwollenen Beine eingedrücket, und die Grube blieb. Dieß iſt ein klarer Beweis der Waſſerſucht.

Ich. So viel iſt gewiß, daß mancher an ſich dieſes Experiment zehn Jahre hindurch macht, und deswegen die Waſſerſucht nicht hat.

König. Ach ſprechen ſie mir nicht mehr von Hofnung!

Ich. Weiter will ich auch nichts ſagen, als daß Eüer Majeſtät weniger huſten und weniger engbrüſtig ſind.

König. Das ist wahr; aber mein Unterleib taugt nicht.

Ich. Alle Beschwerden des Unterleibes, über die sich Eüer Majestät so oft und so sehr beklagen, rühren doch auch oft nicht unmittelbar von der Krankheit, sondern von ganz zufälligen Ursachen her, die Eüer Majestät sehr gut kennen.

König. Eben izt leide ich sehr von Spannungen und Krämpfen im Leibe.

Ich. Nehmen Eüer Majestät Pfeffermünzwasser.

König. Wird dieses Wasser mir auf der Stelle helfen?

Ich. So gut als so was helfen kann!

König. Adieu Monsieur le Médecin!

Achter Julius. Der König hatte fünf Stunden geschlafen, und befand sich diesen Morgen ziemlich gut, klagte jedoch sehr über Blähungen, und so entstand folgende Unterredung.

König.

König. Mich befällt gewiß noch die Windsucht und die Waſſerſucht.

Ich. Wegen der Windſucht haben Euer Majeſtät nichts zu beſorgen; und gegen die Waſſerſucht hat man Arzneyen.

König. Ich verlange keine Arzneyen, und will keine nehmen, als ſolche die auf der Stelle ihre Wirkung thun, und mich heilen. Das Pfeffermünzwaſſer, das ſie mir geſtern riethen, heilte mich nicht von meinen Blähungen.

Ich. Ach wir haben nur gar wenige ſpecifiſche Mittel, und auch dieſe heilen nicht immer, und nie gleich auf der Stelle. Wir Aerzte ſind gar arme Leute!

König. Und doch immer reich an Regeln!

Ich. Eine meiner Regeln halte ich wenigſtens für wahr: die einzigen gefährlichen Feinde Euer Majeſtät, ſind ihre Köche.

König.

König. Sie können ſich nicht vorſtellen, wie mäſſig Ich bin! Ich koſte bloß meine Speiſen, und eſſe nur um mich zu ſtärken.

Ich. Sire, ich habe noch eine Regel, an die ich feſt glaube: man wird nur durch das geſtärket was man verdaut.

König. Sehr wahr.

Ich. Der Küchenmeiſter Euer Majeſtät, iſt ein groſſer Mann in ſeiner Art; aber ich halte ihn für einen gefährlichen Mann (*).

König.

(*) Man kennet dieſen groſſen Mann, Monſieur Noël, aus einer gedruckten Epiſtel, die der König einſt im Namen des Kaiſers von China à Monſieur Noël ſchrieb, um ſich bey Ihm wegen eines neuerfundenen Gerichtes (Bombe à la Sardanapale) nach Würden zu bedanken! — Ohne dieſen Monſieur Noël von Perſon zu kennen, ſah ich Ihn einſt in Potsdam auf einem öffentlichen Concert. Sein äuſſerſt importantes Geſicht frappirte mich ganz auſſerordentlich, und doch konnte ich mir gar nichts Groſſes dabey denken. Endlich, als ich mich vor Neugier nicht mehr

König. Niemand verſteht beſſer gute Köche zu ziehen, als ihre Herren Miniſter in Hannover. Mein beſter Koch iſt aus dieſer Schule.

Ich. Unſere Herren Miniſter laſſen ſehr gut für ihre Gäſte kochen. Sie ſelbſt leben mäſſig und einfach.

König. Ich habe hier einen ihrer Miniſter, den Herrn von Lichtenſtein geſehen, der mir wohl gefiel.

Ich. Herr von Lichtenſtein iſt unſer Oberhofmarſchall. Er hat viele Weltkenntniß, und iſt ein liebenswürdiger Hofmann. Ich ſehe ihn oft, weil ich ſein Arzt bin, und weil Oberhofmarſchälle gerne mit Aerzten in gutem Vernehmen ſtehen.

König.

mehr bergen konnte, fragte ich einen bey mir ſtehenden Officier: wer iſt der Herr dort? — Monſieur Noël, ſagte der Officier. O ich ſah es in ſeinem Geſichte, erwiederte ich, daß der Kaiſer von China an Ihn geſchrieben hat!

König. Noch im vorigen Jahre ſah ich hier den Herrn Miniſter von Beülwitz aus Hannover.

Ich. Er war an Eüer Majeſtät wegen des Fürſtenbundes geſchicket, und beherzigte dieſes Geſchäft mit groſſer Wärme.

König. Herr von Beülwitz dachte hierüber als ein wahrer deütſcher Patriot.

Ich. Eüer Majeſtät haben durch dieſen friedſamen Bund, allen ihren unſterblichen Thaten die Krone aufgeſetzet.

König. Deütſchland iſt eine Art von Republik. Es war in Gefahr ſeine republikaniſche Form zu verlieren; mich hat es erfreüet, dieſelbe wiederhergeſtellet zu ſehen.

Fünf Viertelſtunden daurte dieſe Unterredung. Der König war ſehr geſprächig, und ſehr gütig; aber immer zwiſchendurch über den Druck im Unterleibe unruhig.

Als der König von der Mittagstafel kam, mußte Er, nach einer mäſſigen Mahlzeit, ſich erbre-

erbrechen. Und nun fand ich Ihn, um vier Uhr sehr schläfrig und traurig. Er sagte mir: meine Blähungen führen mich noch ins Grab! Ich bat einen Eßlöffel voll Rhabarbertinctur mit Hofmanns schmerzenstillenden Tropfen öfters zu nehmen, und damit anhaltend fortzufahren.

Der Husten hatte diesen Morgen auch wieder angefangen; und diesen Abend soll er heftig gewesen seyn, wie mir der Graf Luccheſini versicherte.

Neunter Julius. Heute war der König sehr zufrieden. Ich befinde mich, sagte Er mir, sehr wohl, nach dem gestern genommenen Mittel. Ich hatte nach demselben, gestern Abend, mehrere recht gute Stuhlgänge, und noch zwey in der Nacht, die nicht flüssig waren, sondern alle von Consistenz.

Verschwunden waren heute die Krämpfe des Königs. Er hustete nicht, und fühlte nur sehr wenig Spannung im Leibe.

König.

König. Nachdem ich Alles wohl überleget habe, was mir in dieſen lezten Tagen wiederfahren iſt, glaube ich doch, daß ich mir lezthin eine Indigeſtion durch die friſchen Herringe zugezogen habe.

(Immer war der König gewohnt, in Abſicht auf ſeine diätetiſchen Vergehungen, die Urſache da zu ſuchen, wo ſie nicht war: denn neben den Herringen, hatte Er noch eine Menge der ungeſundeſten Dinge gegeſſen.)

Ich. Die kleinſte Diätſünde Euer Majeſtät, beſtehet wohl darinn, daß Sie Herringe gegeſſen haben. Dieſe konnten Ihnen nur ſchaden, wenn Sie zu viel davon gegeſſen hätten, und mehr als Sie im Stande ſind zu verdauen. Alſo glaube ich wohl, daß viele andere Dinge zuſammen, die Anhäufungen veranlaſſet haben, von denen Euer Majeſtät in den lezten Tagen ſo ſehr litten.

Dieſen Morgen hatte der König wieder einen Eßlöffel voll Rhabarbertinctur mit Hofmanns Tropfen

Tropfen genommen. Er hatte das ſonderbare in ſeiner Leibesbeſchaffenheit, daß Ihm wenige Grane Rhabarber, funfzehn zum Exempel, den Leib gewaltig öfneten. Ein Eßlöffel voll Rhabarbertinctur, war alſo ein ſtark abführendes Mittel für den König, und überhaupt ein ſehr wohlthätiges Mittel für Ihn. Daher liebte Er die Rhabarber ſo ſehr. Daher empfahl Er ſie dem ſeligen Gellert, und ſo oft ſeinen Soldaten (*).

Als ich den Nachmittag um drey Uhr wieder zu dem König kam, fand ich Ihn zwar etwas mehr leidend als den Morgen, weil Er des Mittags

(*) Im ſiebenjährigen Kriege begegnete dem König in Sachſen eine Menge Wagen mit Kranken. Er hörte, daß alle dieſe Soldaten die Diarrhee haben; und fragte: was giebt euch der Feldſcheer dafür? O er giebt uns gelbe Pulver, ſchrie einer, wonach es immer ärger wird! Das iſt ſehr gut, es wird Rhabarber ſeyn, erwiederte der König; dabey bleibt, ſo werdet ihr beſſer. Anecdoten ꝛc. VI. 81.

Mittags gut gegeſſen hatte. Aber doch hatte Ihm ſchon die Rhabarbertinctur den Kopf aufgehellet: denn Er war von überaus guter Laune. Nie ſah ich bey dem König, einen gröſſern Zufluß von Gedanken. Eine neüe Idee kam auf die andere, Schlag auf Schlag. Ueber zwey Stunden nacheinander, ſprach der König mit mir ununterbrochen fort.

Von allen Unterredungen, mit welchen mich der König beehret hat, war dieſe die merkwürdigſte von Allen. Aber unglücklicher Weiſe, iſt es auch die, von der ich das allermeiſte nicht erzählen kann und darf.

Dieſe Unterredung fieng damit an.

König. (in tiefer Meditation, und den Kopf ganz ſeitwerts an ſeinen Lehnſtuhl lehnend.) Die Ueberſicht einer groſſen und ſehr verwickelten Sache iſt doch aüſſerſt ſchwer.

Ich. Dieſe Kunſt hat, von Anbegiun der Welt, niemand beſſer verſtanden als Eüer Majeſtät.

König.

König. Ein Reich, das gröſſer iſt als Frankreich, kann nicht gut regiert werden.

Ich. Entweder gehorchet in den Provinzen das Volk dem Gouvernement nicht, oder die Gouverneûre thun nicht immer was ihnen befohlen iſt, ſondern viel lieber was ihnen gefällt.

König. Rußland iſt ein zu weitläuftiges und zu groſſes Reich.

Ich. Nicht für den Geiſt und das Herz von Catharina der Zweiten. Aber in der Zukunft könnte dieſes Reich wohl unter ſeiner Gröſſe erliegen (*).

König. (indem er den Finger lächelnd gegen mich aufhub.) Glauben ſie das nicht!

Ich. Sire, das Ruſſiſche Reich kann ſich einſt zertheilen: wie Alexanders Reich nach ſeinem Tode (**). Gouverneûre einzeler Provinzen können

(*) S'ecrouler ſous ſa maſſe ſagte ich.

(**) Nach Jahrhunderten vielleicht. Aber ſo lange und

ſich zu Königen dieſer Provinzen aufwerfen, und ſich mit andern Gouverneüren, von eben ſolchen Geſinnungen, ſchlagen.

König. Hierinn haben ſie recht. Das glaube ich auch.

Nun kam der König auf andere Reiche und Länder. Aber hier ſtehe ich vor meinen Leſern ſtille: denn ich kenne die Menſchen genug, um zu wiſſen, daß ich einem ſo groſſen König, und einem ſo groſſen

und bisdahin, ſteiget doch gewiß Rußlands Glanz, und Macht, und Gröſſe. Und nie kann es weniger in Gefahr kommen als anizt, da der Divan faſelt, da die furchtbarſten Heere gegen die Grenzen der Osmanen im Anzuge ſind, und da die erhabene Monarchinn dieſes gröſten Reiches auf Erden, am vierzehnten December 1787, mir ſo ganz natürlich ſchrieb: „On ne „regarde point encore chés nous pour un „bonheur de perdre une ou pluſieurs Provin„ces. Les Etats ne ſont point de la nature „des foſſés, qui s'aggrandiſſent à méſure qu'on „en tire de la terre.“

groſſen Manne, Dinge ſagen konnte, die kleinere Menſchen und Köpfe nicht dulden und nicht verdauen.

Anfangs, da mir der König die Ehre erzeigte ſich mit mir über politiſche Gegenſtände zu unterhalten, wollte ich mich natürlicher Weiſe, in das allerehrerbietigſte und tiefſte Stillſchweigen verhüllen, antwortete nicht, und hörte begierig zu. Aber das half mir nichts. Denn der König ſchwieg (*) jedesmal ohne Ausnahme, wenn Er ſeine Meinung geſagt hatte. Sobald Er am

(*) Ganz anders als unſere jungen Herren von groſſer Aufklärung — die, entweder wenn ſie mit einem einzigen Menſchen in Unterredung ſind, niemals deſſelben Antwort abwarten, ſondern in einem fort dociren; oder die, wenn ſie Alle beyſammen ſind, alle auf einmal und jeder vor ſich, ſo laut und ſo mörderlich ſchreyen, decidiren und krähen, daß einem alten und beſcheidenen Manne dabey, Geſicht, Denkkraft, Gehör, und Sprache vergeht.

Ende ſeines Spruches oder ſeiner Periode war, ſah Er mich dann lebhaft und feürig, und gleichſam fragend an? Antworten mußte ich alſo, es koſte was es wolle! Je raſcher, kecker, unbefangener, und freyer, meine Antworten auch alsdann waren, deſto beſſer ſchienen ſie immer dem König zu gefallen.

Dieſe Unterredung ſchien anfangs philoſophiſch werden zu wollen, ward aber politiſch, und daurte über eine Stunde. Aber durch die gewöhnlichen ſchnellen Uebergänge, und unerwarteten Wendungen des Königs, ward ſie nun, in der zweiten Stunde, mediciniſch.

Dieſen Theil der Unterredung mit dem König ſetze ich alſo ganz hieher; ob er gleich mediciniſch iſt, ſo ſcheint er mir doch merkwürdig.

König. Welche Krankheiten kommen im Hannöveriſchen izt am meiſten vor?

Ich. Unter den hizigen Krankheiten vorzüglich die Fieber, die man in Frankreich und

Italien

Jtalien gallichte Fieber nennt, die aber die deût-ſchen Kathederärzte (die ſich oft viel auf Namen und Wörter einbilden) bald ſo bald anders taufen; und dann auch ſehr haûfig, faule und bösartige Fieber, die ſehr gefährlich ſind.

König. Jn meinen Ländern kommen dieſe Krankheiten ſo haûfig nicht vor.

Jch. Die Armeen Eüer Majeſtät, und die Städte die groſſe Garniſonen hatten, litten oft ſehr von ſolchen Krankheiten. Jm Kriege von 1778 und 1779 herrſchten böſe Fieber von jener Art bey den Armeen Eüer Majeſtät, aber am allermeiſten die Ruhr.

König. Das iſt wahr. Und ſollten ſie wohl glauben, daß ich im lezten Kriege die Ruhr ſehr gut curirt habe? Jch war mit einem Corps meiner Truppen in einer kleinen Stadt. Faſt alle bekamen die Ruhr, und viele ſtarben. Jch ſtecke meine Naſe nicht in die Medicin, als wenn Jch ſehe, daß diejenigen, die ſich damit abgeben,

nichts davon verſtehen. Alſo ſagte Ich: nehmt einige Grane Brechweinſtein, löſet ſie in genugſamem Waſſer auf, und laßt die Leüte löffelweiſe ſoviel davon nehmen, bis ſie einige male gebrochen, und dann auch gut purgirt haben. Das thaten die Feldſcherey, und es gelang.

Ich. Vortreflich.

König. Aber es kommt da nicht bloß auf Recepte an, ſondern hauptſächlich auf alle übrigen Anſtalten, die man bey einer Armee macht. In allen meinen Kriegen befolgte man meine Befehle, in Abſicht auf meine kranken und verwundeten Soldaten, äuſſerſt ſchlecht. Nichts hat mich, in meinem Leben, mehr verdroſſen: als wenn Ich ſah, daß man dieſe braven Männer, die Geſundheit und Leben ſo edel für ihr Vaterland hingaben, in ihren Krankheiten und bey ihren Wunden übel verpflegte. Man iſt oft barbariſch mit ihnen umgegangen, und mancher armer Soldat iſt aus Mangel von guter Verpflegung geſtorben. Nichts

hat

hat mich von jeher mehr betrübet, als wenn Ich die unſchuldige Urſache an dem Tode irgend eines Menſchen war. Aber Ich habe, ſeit dem lezten Kriege, ſolche Befehle gegeben, die es allen den Schelmen Schurken und Spitzbuben bey der Armee, künftig ſehr ſchwer machen werden ihren König zu betrügen, und den armen Soldaten der ihm ſo nöthigen Hülfe und Erquickung ſo ſchändlich und barbariſch zu berauben.

Ich. Das iſt ſehr zu wünſchen. Aber ich befürchte, daß Eüer Majeſtät noch bey weitem nicht genug wiſſen, wie man, im lezten Kriege, in ihren Kriegshoſpitälern und Lazarethen hauste!

König. (mit groſſen Augen, und einem Adlersblicke!) Woher wiſſen ſie das?

Ich. Dieß weiß ich, wie ganz Deütſchland, aus gedruckten Schriften. Ich weiß es, durch den Verfaſſer dieſer Schriften, der ein Unterthan Eüer Majeſtät iſt; der Ihnen als Feldarzt bey der Armee Seiner Königlichen Hoheit des Prinzen

Heinrichs, in Sachsen und Böhmen, treu und mit Ehre gedient hat: und dem nichts für alle seine Treu geworden ist, als die Geissel des Verfolgungsgeistes, die unwürdigste Begegnung, Haß und Unterdrückung — von einigen seiner Kunstverwandten in Berlin (*)!

König.

(*) Eine Art von menschenfreündlicher Revolution zum Besten der Preüssischen Armee zu veranlassen, war mein Wunsch und gab mir den Muth, vor dem König mit solcher Kühnheit zu sprechen. Vielleicht kann ich in diesem Augenblicke, dachte ich, mehr Gutes bewirken, als ich in meinem ganzen Leben that. Darum ergriff ich, rasch und schnell, diesen Augenblick. Aber um etwas Gutes in solcher Ausbreitung zu thun, dazu gehören nicht nur solche Veranlassungen, und nicht bloß der Muth solche Veranlassungen zu benutzen. Es ist nicht genug, daß man das aüsserst seltene Glück habe, denjenigen Vorstellungen machen zu dürfen, die auf den Thronen sitzen. Geduld, und zumal auch den Willen — müßte man haben, auf die tiefuntergeordneten Herren, auch wohl gar auf das unterste und nie-

König. Wie heißt der Mann?

Ich. Doctor Fritze, Arzt in Halberſtadt.

König. Schreiben ſie mir, ich bitte ſie, dieſen Namen auf.

Ich. Ich werde dieß, beym Weggehen von Eüer Majeſtät, im Vorzimmer thun.

König. Ich kenne den Doctor Fritze nicht; Ich habe niemals ſeinen Namen nennen gehört.

Ich.

niedrigſte Gewürme, zu wirken, wenn alles Gute gedeyen ſoll! Alle dieſe Herren zittern zwar, wenn ſie ſehen was zuweilen ein weit entfernter Fremdling unternimmt. Aber jeder hat denn doch auch etwa ein Dörnlein, das er eüch gerne auf eüre Wege ſtreüt; und alle kommen in Harniſch gegen dieſen Fremdling. Ob ſie ihn gleich nicht ſtürzen können, ſo herzlich gerne ſie auch dieß wollten: ſo können ſie doch Alle (in ihrer untern Revier) ſchreyen, bellen, ſchreiben, lügen, ſchimpfen, ſchänden und verlaümden; und machen eüch dann von da, aus einer Entfernung von dreyhundert, vierhundert, und ſechshundert deütſchen Meilen, recht amüſante Momusgeſichter!

Ich. Dieß thut mir leid für den Dienſt Euer Majeſtät. Aber, Sire, ich kenne niemand der fähiger wäre, Euer Majeſtät von allen bey ihren Armeen, in dieſer Abſicht, verübten Schelmereyen und Spitzbübereyen ſo genaue und ſo beſtimmte Nachrichten zu geben, als eben dieſer Doctor Fritze. Er hat Alles mit ſeinen eigenen Augen angeſehen. Er iſt ein Mann der ſprechen darf, ein vortreflicher Arzt, und ein Mann von Geiſt.

König. Ich mache nichts aus einem Manne von Geiſt, wenn Er nicht auch dabey, ein redlicher Mann (**) iſt. Sagen ſie mir rein heraus: iſt

(**) Dieß war die beſtändige und feſte Geſinnung des Königs. Kein Lob, in meinem Leben, hat mich darum ſo innig, ſo tief, gerühret und entzücket, als wenn Friedrich der Groſſe (welches Er ſo ſehr oft that) mich mon bon Monſieur nannte; oder wenn Er von mir ſagte (welches in ſeinem Munde das gröſte Lob war): ce Zimmerman eſt un homme de probité.

iſt der Doctor Fritze in Halberſtadt, ein recht ehrlicher Mann?

Ich. Das iſt er gewiß. Eben ſeiner Redlichkeit wegen, ward Er in Berlin ſo ſehr zurückgeſetzet; und eben ſeiner Redlichkeit wegen, nehme ich die Freyheit Euer Majeſtät den Doctor Fritze zu empfehlen. Aber, weil ich ihn nicht von Perſon kenne: ſo weiß ich auch nicht, ob Er bey ſeinem lebhaften Temperament, das Alles mit der Fackel in der Hand, Alles mit Feuereifer durchſetzen will, nicht vielleicht etwas Rauhes und Unangenehmes in ſeinen Manieren hat; ob Er nicht vielleicht zu hitzig und zu auffahrend iſt; und ob Er auch recht verſteht jeden Menſchen von der rechten Seite anzufaſſen.

König. Das iſt Mir einerley. Schreiben ſie mir nur ſeinen Namen auf.

Hierauf fieng der König wieder an, von Sich zu ſprechen. Er ſagte mir: ſie müſſen doch auch ſehen, wie elend ich gehe. Kommen ſie mit mir.

Der

Der Kammerhusar ward gerufen, und dieser hub den König von seinem Lehnstuhl in die Höhe, und faßte Ihn unter dem einen Arme an! Ich folgte, und, wenn der König mit mir sprach, näherte ich mich seiner Seite. So gieng der Zug durch drey Zimmer höchst elendiglich, und mir blutete dabey das Herz! Der König gieng sehr langsam und kümmerlich, und kam doch dabey ganz ausser Athem. Zuweilen sagte Er etwas, das ich aber mehrentheils nicht verstand. Endlich sagte der König: ich will zurück! So begleitete ich dann den König wieder in sein Wohnzimmer, wo Er sich wieder in seinen Lehnstuhl setzte, und wo ich, wie gewöhnlich, ganz nah vor Ihn trat (*).

Eine

(*) Diese Unschicklichkeit mußte ich immer begehen, weil ich sonst die sanfte Stimme des Königs nicht verstanden hätte. Also stand ich immer in der Distanz von einem oder höchstens von zwey Fuß vor dem König.

Eine kleine Weile vergieng, bevor der König ſich erhohlet hatte, und bevor Er wieder ſprechen konnte. Sodann gieng die Unterredung auf folgende Weiſe fort.

König. Haben ſie izt viele Kranke?

Ich. Dieß iſt die Zeit da mich viele Einheimiſche in Hannover, und ſehr viele Auswärtige, ihrer Sommercuren wegen um Rath fragen.

König. Nun ſo darf ich ſie dann auch nicht länger hier aufhalten, und ihre Kranken noch länger ihrer Hülfe berauben. Ich bitte ſie Morgen um acht Uhr, noch ein wenig zu mir zu kommen, damit ich könne ihnen meine Dankbarkeit bezeügen für alle Gefälligkeit, und alle Aufmerkſamkeit, die ſie ſo lange für mich hatten. Alsdann will ich ihnen auch einen Brief für Seine Königliche Hoheit den Herzog von York mitgeben.

Noch bevor mir der König, nach einer Unterredung von mehr als dritthalb Stunden, das

Zeichen

Zeichen zum Weggehen gab, ſagte Er mir: ich glaube, daß ich noch einen Bruch bekomme! Ich habe ganz ſonderbare Schmerzen, die Er mir beſchrieb.

Dieſe Schmerzen, ſagte ich, zeigen etwas ganz anderes an. Sie ſind gewöhnlich Vorboten der Hämorrhoiden. So ſeltſam dieß auch izt ſcheinen mag, glaube ich, daß vielleicht bald die Hämorrhoiden in Fluß kommen werden.

Das wäre ſehr gut, ſagte der König, indem Er unausſprechlich freündlich den Hut abnahm, und mir dadurch das Zeichen zum Weggehen gab (**).

Eilfter

(**) Von dem König gieng ich zu dem Herrn Miniſter von Herzberg, wo auch gleich der Graf Lucchesini ſich einfand. Beyde Herren wunderten ſich, daß ich eine ſo ſehr lange Unterredung mit dem König hatte. Ich ſagte, der König ſey von ſehr guter Laune geweſen, und erzählte die Geſchichte mit Fritze.

Eilfter Julius. Vor der Thür des Königs, übergab mir der zweite Kammerhuſar, im Namen

O ſo werden Sie ſehen, erwiederte Lucchesini, daß der König Morgen an Fritze ſchreiben, und ihn nach Potsdam kommen läßt! Der König erzählte ſonach, ſelbſt die Geſchichte mit Fritze, am nemlichen Abend, und ſezte auch gleich hinzu: Er wolle Fritze kommen laſſen.

Sobald ich wieder zurück in Potsdam war, ſchrieb ich an Fritze, erzählte ihm die Sache, und ſagte ihm, daß er ſich auf alle Fälle zur Reiſe fertig mache, und ſich dann vor dem König tapfer und mannhaft halte.

Gleich den andern Morgen, den zehnten Julius, ließ der König an Fritze ſchreiben, und ihn nach Potsdam rufen. Den vierzehnten Julius war Fritze in Potsdam.

Gleich ließ ihm der König durch den Herrn Geheimen Kabinetsrath Beyer folgenden Befehl in die Feder dictiren: „Seine Majeſtät laſſen „den Hofrath Fritze verſichern, daß Sie ihn für „einen ehrlichen und ſoliden Mann halten, und „aus dieſem Grunde geben Sie ihm den Auftrag, „alle die Schelmereyen die Er bey dem Feldla-

Namen Seiner Majestät, nochmals tausend Thaler, in Bancozetteln.

Ich

„zareth der zweiten Armee beobachtet, Seiner „Majestät auf Pflicht und Gewissen schriftlich „einzureichen. Seine Majestät wollen Ihm „dann auch eine jährliche Pension geben, und „Ihn bey dem Feldlazareth ansetzen.“

Fritze gieng also ans Werk, und beobachtete alle Freymüthigkeit eines ehrlichen Mannes. Bey den sträflichen boshaften Handlungen, vermied Er aufs sorgfältigste, die Thäter derselben nicht auszeichnend und kennbar zu charakterisiren, noch weniger sie als solche zu nennen.

Am siebenzehnten Julius, ward dieser Aufsatz dem König eingehändigt. Den Tag darauf erhielt Fritze schriftliche Ordre, einen Plan zu entwerfen, wodurch diesen Schelmereyen aufs kräftigste vorgebeugt werden könnte. Fritze bat um Erlaubniß, diesen Plan in Halberstadt ausarbeiten zu dürfen.

Am neunzehnten Julius erhielt Fritze von dem König schriftlich zur Antwort: „In einigen Ta„gen, wollen Seine Majestät die Angelegenheit „wegen der Feldlazarethe ausmachen, und so

„lang

Ich gieng herein, und nun begann die mich zuerſt äuſſerſt befremdende, und ſodann

„lange müſſe Er alſo in Potsdam verbleiben. „Sie haben dabey zur Abſicht, ihn zum Ober„aufſeher über die Lazarethe zu ernennen, und „ihm eine Penſion von vierhundert Thaler an„zuweiſen.“

Am nemlichen Tage mußte nun Fritze ſelbſt zum König kommen. Die Anrede des Königs an Fritze war: „Höre Er mal. Der Ruf ſeiner „Rechtſchaffenheit und Wiſſenſchaft, iſt auch zu „Mir gedrungen. Ich habe Ihn deshalb kom„men laſſen, um Ihm, weil Ich Ihn für einen „ehrlichen Mann halte, die Oberaufſicht über „die ſämtlichen Feldlazarethe in Kriegeszeiten „anzuvertrauen.“

Nun fieng der König an, ſich in einiges Detail von denen durch Fritze geäuſſerten Vorſchlägen zur Verbeſſerung der Misbräuche einzulaſſen. Alles, glaubte der König, wäre practicabel, nur nicht die Auswahl guter Lazarethfeldſcheerer; darauf bezieht ſich im Patent, der Wink, daß keine unmögliche Dinge ſollen in Vorſchlag kommen. Der König entließ Herrn

Fritze

ſehr rührende lezte Unterredung mit dem König auf folgende Art.

König.

Fritze mit vielen Ausdrücken ſeiner Huld, und erzeigte Ihm auch die ungewöhnliche Gnade für die erſten bey der Armee angeſezten Aerzte (die ſonſt immer in Potsdam und Berlin wohnen müſſen) daß Er könne, in Friedenszeiten, in Halberſtadt bleiben.

Dem Herrn Geheimen Kabinetsrath Beyer befahl der König, daß das Patent für Fritze, gratis ausgefertigt werden müſſe. Dieß erſparte Ihm zweyhundert und funfzig Thaler. Ferner ſagte der König zu Herrn Beyer: „Ich habe „meine Meinung in Abſicht Fritzens geändert. „Schreibe Er alſo, was ich ihm itzo ſage.“ Nun dictirte der König, dem Herrn Geheimen Kabinetsrath Beyer, Wort für Wort, folgendes Patent.

„Beſonders Lieber Getreuer. In Verfolg „meiner Euch heute bereits ertheilten Ordre, „und meiner Euch mündlich gegebenen Anwei„ſung, habe ich Euch hiedurch wiederhohlen „wollen, daß Ich Euch die Inſpection und „Oberaufſicht über die Lazarethe in Kriegeszeiten „anver-

König. Sie machen ſich merkwürdig (Vous vous ſignalés) bis auf den lezten Augenblick ihres hieſigen Aufenthaltes.

„anvertraue. Ich will nach denen Mir, von „Eürer rechtſchaffenen Denkungsart und Kennt„niſſen zugekommenen Nachrichten, von Eüch „hoffen, daß Ihr bey dieſer Eüch anvertrauten „wichtigen Inſpection, mit Fleiß und Eifer ſe„wohl, als mit ganz uneigennüziger Recht„ſchaffenheit zu Werke gehen werdet. Und um „Eüch dazu noch mehrern Anlaß und Aufmun„terung zu geben, will ich Eüch zu Friedens„zeiten eine jährliche Penſion von fünfhundert „Thalern auf die General Krieges Caſſe an„weiſen, welche in Kriegeszeiten bis auf Ein„tauſend Thaler vermehret werden ſoll. In „Abſicht Eürer Geſchäfte müſſet Ihr wohl ſelbſt „einſehen, daß man nach Beſchaffenheit der „Vorfälle, zu der Menge der erforderlichen „Feldſcheerer, nicht lauter gute und vorzügliche „Leüte auswählen kann. Dafür aber müſſet „Ihr mit der gröſten Sorgfalt ſorgen, und un„ermüdet dafür wachen, daß die Leüte, die ein„mal angeſtellet ſind, die ihnen angewieſenen

„Ver-

Ich. Das beſtändige Gefühl meiner Schwäche, die tiefe Ueberzeügung von Allem was mir mangelt, von Allem was ich nicht bin, und was doch jeder Arzt ſeyn ſollte, verließ mich hier keinen Augenblick.

König. Sie ſind ein Prophet. Als ich geſtern Abend, wegen gewiſſer Schmerzen, die ich

„Verrichtungen, ſorgfältig, getreů, und über-
„haupt wie es ihre Pflicht erfodert, verrichten
„müſſen. Gegen diejenigen, die es daran er-
„mangeln laſſen, müſſet Ihr, mit unerbittlicher
„Strenge zu Werke gehen, weil das Leben ſo
„vieler Menſchen davon abhängt. Ihr könnet
„nunmehro nach Halberſtadt zurück gehen, und
„daſelbſt die Ausarbeitungen machen, die Ich
„von Eůch verlanget habe: dabey müßt Ihr
„nur keine unmögliche Dinge fodern, oder in
„Vorſchlag bringen, Alles aber was zu Ver-
„hůtung der Betrügereyen, Unterſchleiffe; und
„Vernachläſſigungen gereicht, deſto ſorgfältiger
„anmerken. Ich bin Eůer gnädiger König.“

Potsdam den 19 Julii 1786.

Friedrich.

ich nicht verſtand, unruhig war, ſagten ſie mir, dieß bedeute, daß Hämorrhoiden kommen werden. Dieſe Nacht ſind die Hämorrhoiden gekommen. Ich habe ſehr gut geſchlafen. Der bewußte Schmerz hat ſich verlohren. Ich bin mit ihnen ſehr zufrieden.

Ich. Ein Bedienter Eüer Majeſtät, hat mir auch eben ein Merkmal der Zufriedenheit Eüer Majeſtät auf Dero Befehl überreichet; wobey ich, wie bey allem was mir Dieſelben anizt ſagen, erröthe und verſtumme.

König. Sagen Sie mir hiervon Nichts, aber laſſen ſie mich ihnen danken für alles was ſie mir hier geweſen ſind. Sie haben gethan was ſich thun läßt; Ich bin aüſſerſt mit ihrer ganzen Aufführung zufrieden. Sie reiſen über Deſſau zurück?

Ich. Ihro Königliche Hoheit die Fürſtinn von Deſſau, hat an mich nach Potsdam geſchrieben, und hat mich eingeladen, ihrer Geſundheit

wegen, einige Tage in Wörlitz zuzubringen. Von da reiſe ich über Antoinettenruh, und Braunſchweig, nach Hannover.

König. Ich bitte alle ihre Kranken um Verzeihung, daß Ich ſie, ſo lange, ihrer Hülfe beraubet habe. Ich danke ihnen für die Gefälligkeit, mit der ſie, ſo lange, hier bey mir geweſen ſind. Ich wünſche daß es ihnen immer wohl gehe. Es freüet mich, daß ſie mich geſehen haben, weil ſie dadurch, in der Zukunft, meinen Zuſtand beſſer werden beurtheilen können.

Ich. Eüer Majeſtät rühren mich ſo ſehr, durch alle ihre groſſen Geſinnungen, daß ich Ihnen nicht mehr antworten kann.

König. Haben ſie die Güte dem Herzog von York dieſen Brief zu überreichen. Sagen Sie Ihm wie oft ich mit ihnen von Ihm geſprochen habe. Sagen ſie Ihm wie ſehr ich Ihn hochſchätze, und wie zärtlich ich Ihn liebe. Sagen ſie Ihm, in meinem Namen, alles was ſie zärtliches ſagen können.

Ich.

Ich. Getreülich will ich Alles dem Herzog erzählen und ſagen.

Nun nahm der König, ſeinen Hut mit unbeſchreiblicher Würde, Huld, und Freündlichkeit ab, neigte ſein Haupt, und ſprach: „Adieu, mein „guter, mein lieber Herr Zimmermann. Ver„geſſen ſie den guten alten Mann nicht, den ſie „hier geſehen haben!“

Meine Bruſt war wie zerriſſen. Es ſchien mir, ich müſſe auf der Stelle erſticken. Ich gieng, nach der tiefſten Verbeügung, nur um einen Schritt zurück; ſtand ſodann aber noch gerade vor dem König, ſtieß einige Worte der zärtlichſten Rührung aus, beügte mich noch einmal ſo tief ich konnte, eilte mit blutendem Herzen nach dem Vorzimmer, und vergieng faſt vor Betaübung, Wehmuth, und Schmerz.

Am Abend dieſes lezten Tages in Potsdam, war ich mit meiner Frau da, wo wir faſt jeden Abend in Potsdam zubrachten, im Hauſe des

liebenswürdigen königlichen Kammerherrn, Grafen Luccheſini, in einer groſſen Geſellſchaft von unvergeßlichen Freünden und Freündinnen. Am frühen Morgen des eilften Julius, verreisten wir aus Potsdam, und giengen über Wörlitz, Deſſau, und Braunſchweig, nach Hannover.

Mein theürer Freünd Luccheſini, der mir in Potsdam alles in allem war, bey dem ich Hülfe, Troſt und Rath, in allen Fällen fand, half mir auch noch dieſen Abend, aus einer groſſen Verlegenheit, in der ich das geliebte, und mir in ſo tiefem Andenken auch izt noch immer dargeſtellte, immer vor meinen Augen ſchwebende Potsdam, mit doppelter Traurigkeit hätte verlaſſen müſſen. Während meines ganzen dortigen Aufenthaltes, hatte ich nicht die Ehre gehabt, dem damaligen Kronprinzen und Thronfolger, Seiner Majeſtät dem iztregierenden König, aufzuwarten. Nun bat Luccheſini, den in unſerer Geſellſchaft ſich befindenden, und mit ſeiner liebenswürdigen Familie

für

für mich und meine Frau aüſſerſt liebreich geſinnten Herrn Major von Biſchofswerder, zu Seiner Königlichen Hoheit zu gehen, und in meinem Namen zu ſagen was die tiefſte Ehrfurcht foderte, und was ſich zu meiner Entſchuldigung ſagen ließ. Herr von Biſchofswerder übernahm dieſen Auftrag menſchenfreündlich und gütig, und kam von dem Kronprinzen mit einer für mich höchſt gnädigen und troſtreichen Antwort wieder. Auch noch im September darauf, hatte ich das Glück daß mir ein treüer Freünd des Königs, und eine der ſchönſten und biederſten Seelen, die ich in Deütſchland kenne, der regierende Fürſt von Anhalt Deſſau, in meinem Hauſe in Hannover verſicherte: „Seine Majeſtät, der iztregierende König, ſey „ſehr zufrieden, mit meiner ganzen Aufführung, „und meinem ganzen Betragen in Potsdam.“

Behutſamkeit war mir allerdings in Potsdam, aüſſerſt nöthig. Das geringſte Verſehen in meiner Aufführung, oder meinen Reden, hätte mir

bey

bey dem König den Hals gebrochen. So krank Er auch war, ſo wenig wollte Er doch, nicht nur in Deütſchland und in Europa, ſondern ſelbſt in Potsdam und Berlin, dafür gehalten ſeyn. Er wußte zu gut, wie emſig, nun zumal auch die Abgeſandten fremder Mächte in Berlin, auf jede Nachricht von ſeinem Befinden laurten, und wie dieſe privilegirten Spionen (wie Er die Herren vom Corps diplomatique ſchon als Jüngling in ſeinem Antimachiavel nannte) kein Geld und keine Künſte ſparen würden, um jede Abänderung in ſeinem Befinden, und zumal jede Verſchlimmerung deſſelben, gleich aus der erſten Quelle zu fiſchen. Aus dieſer Betrachtung entſagte ich auch ganz — und willig dem Gedanken dieſes mal Berlin zu ſehen, ſo gerne ich dieſe mir unvergeßlich liebe Stadt auch geſehen hätte! Ohne die gröſte Unſchicklichkeit zu begehen, hätte ich, in dieſer gröſſern Entfernung von den Augen des Königs, der Nothwendigkeit nicht entgehen können,

mich

mich dem ganzen Königlichen Hauſe, und vielen Groſſen und Hofleüten, vorſtellen zu laſſen. Wäre ich aber auch bey den leztern noch ſo behutſam geweſen: ſo hätte man doch immer am Ende meine Reden verdreht, und mir Mähren nacherzählet! Jeder Menſch, von jedem Stande in Berlin, hätte ſich befugt geglaubt, mir die Daumſchraube anzulegen. Jeder hätte bey mir nach Weiſſagungen gelechzt, hätte peremptoriſch den Tag, die Stunde, und die Minute erfragen wollen, an welchem man endlich die längſt erwartete Zeitung erfahren würde, Friedrich der Groſſe — ſey nicht mehr! Dieß Alles wußte der ſterbende König; und deswegen nahm Er es äuſſerſt gut, daß ich nicht nach Berlin gieng, ſondern mich gleichſam durch eine Hinterthür aus Potsdam wegſchlich.

Eben dieſe Diſcretion beobachtete ich auch, von dem erſten Tage an, in Potsdam. Man unterließ zwar nicht, ſobald ich dort in Geſellſchaft erſchien, mir an den Puls zu fühlen, und mich

möglichſt auszuforſchen. Aber ich ließ die Frager abprellen; antwortete entweder gar nicht, oder ſo, daß man mich gewiß nicht wieder fragte. Kaum hatte ich, auch nur drey Tage hindurch, in den Geſellſchaften von Potsdam, dieſe Maaßregeln befolget, ſo fragte kein Menſch mehr, bey mir, nach dem Befinden des Königs. Hofleüte und Weltleüte, ſagten dort überall von mir, ich ſey ein völlig zugeknöpfter Menſch.

Offen war ich, wo ich offen ſeyn mußte. Alſo auf meiner Rückreiſe, in Wörlitz, bey dem braven und redlichen Fürſten von Anhalt Deſſau, dem alten Herzensfreünde ſeiner iztregiereuden Königlichen Majeſtät. Offen war ich in Braunſchweig bey einem Fürſten, deſſen Bild die Nachwelt im Tempel der Unſterblichkeit, neben das Bild des Cäſars, des Conde', des Türenne und Friedrichs des Groſſen hinſtellen wird, bey dem regierenden Herzog von Braunſchweig, mit dem ich die Ehre hatte mich eine ganze Stunde hindurch, über den

klag-

kläglichen und hülfloſen Zuſtand des Königs zu unterhalten, und in deſſen Heldenbruſt und Heldenaugen, unvergeßliche Seufzer und Gefühle mir nicht entgiengen. Etwas weniger offen, war ich in Antoinettenruh, nicht aus Politik, ſondern aus Mitleid und Schonung, bey der verwitweten Frau Herzoginn von Braunſchweig, Schweſter des Königs, und bey der Princeſſinn Auguſta von Braunſchweig, Aebtiſſinn zu Gandersheim, der ſehr geliebten und geiſtvollen Schweſtertochter und Correſpondentinn des Königs. Meine Vorherſagungen, die man doch immer ſo poſitiv wiſſen wollte, waren da freylich weniger vortheilhaft, aber doch ungefähr eben ſo, wie in beyliegendem Briefe (*) den ich die Ehre hatte, den vierten Julius,

(*) Dieſer Brief, den ich hier wohl mittheilen kann, weil er meine Art zu denken und zu reden darſtellt, lautete ſo.

„Mit dem gröſten Vergnügen, werde ich die „Befehle Eüer Durchlaucht befolgen. Da, wo „ich

Julius, des Morgens frühe, aus Potsdam, an den Herzog Friedrich von Braunschweig nach Berlin zu schreiben.

Alle

„ich reden muß, sage ich nie mehr und nie we-
„niger als was ist; und so wird es doch immer
„eine Art von Trost, für Ihro Königliche Hoheit
„die verwitwete Frau Herzoginn von Braun-
„schweig seyn, Wahrheit von mir zu hören."

„Am ersten Tage meines Hierseyns, den vier
„und zwanzigsten Junius, war ich, den ganzen
„Nachmittag und Abend hindurch, sehr er-
„schrocken. Aber seitdem gieng es, mehr und
„weniger, doch immer besser. Der König war
„oft sehr erleichtert, und hatte manchen recht
„heitern und guten Tag."

„Erleichterung ist aber auch Alles, was ich
„versprechen kann, und darf."

„Meine schwachen Augen, reichen nicht bis
„an die Wage, in welcher Gott die Schicksale
„der Völker wiegt. Ich will und kann nicht
„weissagen. Aber soviel sehe ich doch, daß der
„ausserordentlichste Mann unsers Jahrhunderts,
„auch ein ausserordentlicher Kranker ist, bey dem
„alle unsere gewöhnliche Vernunft scheitert."

Alle dieſe Behutſamkeit, die ich ohne Ausnahme befolgte, verwahrte mich indeſſen nicht, vor dem Zahn der Zeitungsſchreiber, Journaliſten (*) und Aerzte aus der niedrigen Claſſe (**). Der Ver-

(*) Man hat, ich weiß nicht in welchem Journal, erzählet: ich habe den König in Rheinwein baden laſſen! Dieſe Mähre gieng nach der Schweitz, nach Hannover, und durch ganz Europa. Mir that aber dieſe Mähre bloß für den armen deütſchen Journaliſten leid, dem der Mund wohl jämmerlich nach dieſem ſchönen Bade mag gewäſſert haben!

(**) Herren mit weiſſen und gelben Ringen um die Naſen, jubilirten allgemein in Deütſchland und in der Schweitz, als in allen Zeitungen ſtand: der König habe gleich, bey meiner Abreiſe aus Potsdam, den Hofrath Fritze aus Halberſtadt nach Sansſouci berufen! Man wähnte überall: mit dieſem plözlichen Rufe des Hofraths Fritze, habe mir der König eine Naſe gedreht!! —

Ach, verzeiht es mir doch, daß ich ſolche Dinge hier öffentlich erzähle: denn mündlich beläſtige ich doch keinen Menſchen mit dem was

Verfaſſer einer Weſtphäliſchen Zeitung, ſcheüte ſich nicht, das Publicum zu bereden, ich habe in Potsdam geſagt: Der König könne noch drey Jahre leben, denn ſein Blut ſey gut! Dieß war eine völlige und aüſſerſt abgeſchmackte Zeitungslüge. Nie habe ich mich, was die Dauer der Lebenszeit des Königs betrift, auf irgend eine Vorherſagung von irgend einer Art eingelaſſen: denn ich wußte zu welchem Grade von Lächerlichkeit, man in Berlin dieſe Vorherſagungen trieb, und

mich angeht, und erzähle, wie es ſich gebührt, von mir ſelbſt nichts, in eürer Geſellſchaft! —

Aber manche junge, ſanfte, gute, fromme, bildſame, auf den Wegen der böſen Welt noch unerfahrne Seele, die auch nur die allergeringſte Neigung hat zu dem abſcheülichen Laſter des Neides, wird gewiß, wenn ſie dieſes lieſt, den Neid bis auf den lezten Keim in ſich zerdrücken. Aus ſolchen Thatſachen erhellet ja gar zu offenbar, wie ſtockdumm der Neid in allen vier Fakultäten iſt, und wie leicht es dem armen Beneideten wird, ihn leiſe zu verachten!

und dieſen Berlinerkitzel hatte ich nicht. Des Weſtphälingers Einfall mit dem Blute iſt ſo feldſcheereriſchdumm, daß wohl niemand, der mich kennt, eine ſolche Albernheit von mir glaubt.

Aber der vermeſſenſte Lügner von Allen, war ein Feldbarbier, oder Arzt aus der allerniedrigſten Claſſe (vielleicht ein ſehr berühmter Doctor) deſſen Namen ich nicht kenne, und der ſich erdreiſtete, auf meinen Namen und mit meines Namens Unterſchrift, über den Zuſtand des Königs einen Brief zu erdichten, der unter der Garniſon von Magdeburg herumgieng, und gierig geleſen ward. Herr Obercouſiſtorialrath Gedicke aus Berlin, ſah dieſen Brief in Magdeburg; und dieſer verdienſtvolle Gelehrte hatte die Freundſchaft für mich, einen Tag bevor wir hier die Nachricht von dem Tode des Königs erhielten, bey ſeinem Hierſeyn, mich mit edler Indignation von dieſem ehrloſen Streiche zu unterrichten.

Soviel, hatte ich über mein Verhalten, und deſſelben Folgen zu ſagen. Einige Anmerkungen und Schlüſſe bleiben mir noch übrig, die ich doch gerne über das Ganze meiner Erzählung machen, oder daraus folgern möchte. Zwiſchendurch werde ich dann auch, mancher anderer Charakterzüge des Königs erwähnen. Hie und da, ſage ich auch wohl etwas das zu ſeiner Geſchichte gehöret; vorausgeſezt, daß man etwa ſolche nach Plutarchs, oder (wenn man lieber will) nach irgend eines königlichen Kammerdieners Manier, aufgefangene oder ſelbſtgemachte Beobachtungen, bey der groſſen Darſtellungskraft unſers Zeitalters, und bey dem hellen Sonnenlichte unſerer groſſen Aufklärung nicht verachtet.

Alles was ich in Mediciniſcher Abſicht von dem König erzähle, füllet eigentlich bloß die kleine Lücke aus, die der Herr Leibarzt Selle in ſeiner Krankheitsgeſchichte des Königs, die Gütigkeit hatte für mich offen zu laſſen, und beſtätigt übrigens alles was Herr Selle ſagt.

Des

Des Königs Zuſtand, war bey meiner Abreiſe aus Potsdam nicht ungewiß, ſondern nur allzugewiß, und höchſt erbärmlich. Der König hatte die Bruſtwaſſerſucht, die Bauchwaſſerſucht, und eine entſezliche Ergieſſung von Waſſer in ſeinen Schenkeln und Beinen. Aller Anſchein zu einem Geſchwür in der Bruſt war vorhanden, nachdem ſich, im lezten Winter, auch ſchon einmal da ein Geſchwür geöfnet hatte. Die Kräfte waren ganz weg. Ohne fremde Hülfe, konnte der König weder ſtehen noch gehen. Aber ſein Muth war noch groß, und ſeine Hofnung, wenn Er derſelben auch zuweilen in trüben Augenblicken entſagte, verließ ihn nie.

Völlig unmöglich war es, für den König etwas Nachdrückliches zu thun. Er ſelbſt wollte, im Grunde, doch nur erleichtert ſeyn, wollte höchſtens daß man für ſeine Eßluſt, für ſeinen Stuhlgang, und für ſeine Verdauung ſorge. Von mir, verlangte der König übrigens weiter nichts, als

ein Mittel das Ihn auf der Stelle heile! Ein solches Mittel kannte ich und hatte ich nicht. Auch hatte ich gleich von dem ersten Tage, vom vier und zwanzigsten Junius an, der Hofnung zu der Möglichkeit irgend einer ordentlichen und durchgreifenden Cur, ganz entsagt. Mein ganzes Verfahren bey dem König, ausser den ernsthaften Vorstellungen die ich Ihm so oft machte, war im Grunde nichts und wieder nichts als mediciniſche Politik!

Noch im Monat Auguſt tröſtete ſich indeſſen der König oft mit dem Gedanken, daß ſein Vater, fünf Jahre hindurch, mit der Waſſerſucht gelebet habe. Immer war auch damals noch, ſeine Imagination reich an Troſtgründen. Sogar, als zwiſchen dem vierten und zwölften Auguſt, das linke Bein ſich geöfnet hatte, und nun täglich mehr als ein Quartier Waſſer mit groſſer Erleichterung abfloß, glaubte der König ſich izt wieder, mehr als nie, auſſer aller Gefahr. Er verrichtete aber,

aber, am fünfzehnten Auguſt, zum leztenmal ſeine Kabinetsgeſchäfte, zwar mit ſchwacher Stimme aber ziemlicher Aufmerkſamkeit; und aß, auch noch an dieſem Tage, eine halbe Seeſpinne.

Der König ſtarb, am acht und dreiſſigſten Tage nachdem ich Ihn zulezt geſehen hatte, den ſiebenzehnten Auguſt, unter Umſtänden die Herr Selle unverbeſſerlich beſchrieben hat, an einem Stickfluß.

Was ich von meinen Unterredungen mit Friedrich dem Groſſen, erzählet habe, ſo wenig und abgebrochen es auch iſt, veranlaſſet indeſſen doch manchen Blick in den Charakter dieſes Königs.

Magen und Unterleib, und die, Gott weiß wie, mit beyden ſo mächtig zuſammenhängende Imagination, hatten mehr Gewalt, auf dieſen auſſerordentlichen Mann, als man ſich wohl vorſtellet. Eine üble Verdauung drückte Ihn gewaltig nieder, und kaum war der Druck weg, ſo loderte ſein groſſer Geiſt wieder hoch empor. Man

wird bemerket haben, wie ſein Muth ſich hob, wenn irgend ein Vorfall, der Ihm für ſeine Geſundheit zuträglich ſchien, ſeine Erwartungen übertraf; und wie ſchnell Er zu unerwarteten Entſchlüſſen ſchritt, wenn etwa ein glückliches Wort ſeine Imagination frappirte. Eben wegen ſeines unbezwingbaren Unglaubens an Aerzte und Arzneykunſt, hielt Er die allergeringſte gute Wirkung eines Arzneymittels für ein Wunder; und den Arzt, der Ihm die allergemeinſte Sache vorherſagte, für einen Prophet.

Uebler Laune war zwar der König oft in ſeiner Krankheit, wie man geſehen hat. Allein dieſe üble Laune hatte doch, ſo viel ich wenigſtens dieſelbe aus eigener Erfahrung kenne, ein einziges mal etwas Heftiges: und dieß in einem Moment des vier und zwanzigſten Junius, als ich um eine Conſultation mit Herrn Selle bat; aber ſonſt nie auch nur den Verdacht von Grimm.

König

König Friedrich Wilhelm der Erſte ſtarb auch an der Waſſerſucht, und war zuweilen dabey auch von ſehr übler Laune. Aber ſeine üble Laune drückte Er ganz anders aus, als ſein groſſer Sohn; und zuweilen, denn Er war aufrichtig fromm, auf eine gar ſonderbar chriſtliche Weiſe.

Es herrſchte in der erſten Hälfte dieſes Jahrhunderts, und zumal in den frühern Zeiten deſſelben, in Deütſchland eine Naivheit, die man izt nicht mehr kennt, und von der man izt keinen Begrif hat. Kaum wird man glauben wollen, daß die Gemahlinn König Friedrichs des Erſten von Preüſſen an die Gemahlinn Georgs des Erſten nach Hannover ſchrieb: Leibnitz a paſſé hier la ſoirée avec moi, pour ne m'entretenir que des infiniment petits. Hélas, ma chére, qui peut les connoitre mieux que moi!

Friedrich Wilhelm der Erſte hatte dieſe Naivheit; aber ſie war deütſch. Ich weiß nicht, ob Er ſchon anfieng zu kränkeln, als Er in Berlin

Leute von der Premenade wegjagte, oder ſie auch wohl nach Spandau ſchickte, nur weil ſie ſpatziren giengen; als Er einem Geheimenrath Budäus, vierhundert Thaler von tauſend Thaler Penſion wegſtrich, weil Er des Abends bey ſeinem Hauſe vorbeygefahren, viele Lichter darinn geſehen, und auf Nachfrage erfahren hatte, daß er eine Geſellſchaft bey ſich zum Eſſen habe; und als Er einſt einer Dame in ihren zu ſehr entblößten Buſen ſpie! — Dieſe lezte Naivheit war, beynahe, gar zu deutſch.

Aber als König Friedrich Wilhelm der Erſte wirklich an der Waſſerſucht ſehr krank war, ließ Er ſich, weil Er nicht mehr ſelbſt leſen konnte, immer ſein Abendgebet durch einen Kammerdiener vorleſen. Am Ende des Gebets ſtand ein Seegen. Der Kammerdiener las, aus gutgemeinter Höflichkeit: der Herr ſegne Sie! Es heißt nicht ſo, rief der König, der dem Kammerdiener was Ihm zuerſt in die Hände fiel, an den Kopf warf, lies

noch-

nochmal? Der Kammerdiener wußte nicht, wo er mochte gefehlet haben, und las noch einmal, der Herr ſegne Sie! Hundsfott, es heißt nicht ſo, ſchrie der König, und ſchmiß dem Kammerdiener ſeine Nachtmütze ins Geſicht, lies nochmal? Mit Todesangſt las der Kammerdiener noch einmal, der Herr ſegne Sie! Der König ergrimmte fürchterlich, und ſchrie: Der Herr ſegne Dich, heißts, und nicht der Herr ſegne Sie, du Hundsfott, der nicht weiß, daß Ich im Himmel ſo gut ein Hundsfott bin wie Du!

Friedrich der Groſſe fühlte daß er Menſch war, geſtand die Schwäche und Abhängigkeit unſerer Natur, aber nicht mit ſeines Vaters altdeütſcher Naivheit, nicht auf dieſe chriſtlich-comiſche Art.

Tief und eingreifend fühlte Er was er war, und was wir Alle ſind, oft mit Demuth, mit Trübſinn, und mit wahrer Melankolie. Er, der König, Ueberwinder und Held, ſagte mir, ſchon

im

im Jahre 1771 mit tiefem Nachdenken: ach Ich kann nicht alles Schwere überwinden! — Er, der gröſte Mann des achtzehnten Jahrhunderts, ſagte mir, im lezten Sommer ſeines Lebens: ach Ich war doch immer nur ein armer ſterblicher Menſch! — Er, der noch kurz bevor Er zu den Helden der Vorzeit hinabſtieg, jeden Morgen, ſein ganzes Reich regierte mit wahrer königlicher Geiſteskraft, ſagte mir, den dreiſſigſten Junius 1786: Ich bin nichts mehr, als ein altes Gerippe; Ich tauge zu nichts mehr, als hingeworfen zu werden auf den Anger!

Nach ſeiner Philoſophie, glaubte Friedrich der Groſſe, das blinde Ohngefehr ſey die einzige Urſache ſeines Daſeyns. Er fühlte zwar tief und ſchrecklich, ſeine Abhängigkeit von einer höhern Kraft, von der Alles zerſtörenden Kraft des Alters und der Zeit. Aber den Troſt, das Hochgefühl, das der allergemeinſte und allergeringſte Menſch haben kann wenn er will, hatte dieſer

groſſe

groſſe Held und König nicht. Ihm mangelte der erhabene Troſt, der eben aus unſerer Schwäche und Abhängigkeit flieſſet: der Gedanke unſerer Abhängigkeit von Gott, und dem weit über Erde und Grab hinausreichenden Zwecke unſers Daſeyns. Friedrich der Groſſe hielt ſein Leben für einen Hauch, den das Ohngefehr gebahr, und der im Alter verdüſte. Er glaubte nicht an das gröſte, beſte, edelſte, und gewaltigſte in Ihm, an die Unzerſtörbarkeit ſeiner Seele. Nach ſeiner Philoſophie, hieng ſein Geiſt an ſeinem Körper, und miteinander mußten beyde hinfallen und vergehen!

Er, dem ſeine Abhängigkeit von Alter und Zeit ſo traurig auffiel, fühlte nicht: daß eben dieſe Abhängigkeit, die uns auf der einen Seite ſo klein macht, uns auf der andern Seite ſo ſehr erhöhet, uns in eine beſtändige Verbindung ſetzet mit Gott! Eben dieß und ſonſt nichts in der Welt, keine Geiſteskraft, keine menſchliche Gewalt

und

und Gröſſe, keine Krone, kein kaiſerlicher und kein königlicher Purpur, ſtärket ſo ſehr den menſchlichen Muth, belebet ſo ſehr die menſchlichen Kräfte, erwecket in uns immer von neüem, dieſen unbezwingbaren Menſchentrutz, der doch immer an uns wieder bemerklich und kennbar wird, ſo ſehr wir auch wiſſen denſelben da, wo es der Wohlſtand erheiſchet, zu verbergen.

Wir reden mit Gott, werfen uns hin vor ſeiner Allmacht, erkennen Alles was wir nicht ſind, und allein durch Ihn ſeyn können und ſeyn werden, erwarten Hülfe alleine von Ihm: und dann, ſo lange uns dieſer Glaube an Gott (der uns nie verlaſſen ſollte) nicht verläßt, überwinden wir die gröſten und ſchrecklichſten Gefahren.

Durch geiſtliche Lieder, ſagt der Tacitus der Schweitzer, erhob Guſtav Adolph die unanſehnliche Schaar, mit der Er die Feſſeln Deütſchlands zerbrach, von der Betrachtung des überlegenen Feindes zum Gefühl des Gottes der Gerechtigkeit

und

und der Freyheit. Ich ſetze hinzu, und habe es von Augenzeügen: durch ein ſchönes Morgenlied (zuerſt ſangs nur ein Regiment auf einem Flügel, aber bald die ganze Preüſſiſche Armee) gewann Friedrich die unmittelbar nach dieſem Liede angefangene Schlacht bey Leüthen gegen einen dreyfach überlegenen Feind; und nach wenigen Tagen fielen Breslau, und vierzigtauſend Oeſterreicher, in ſeine Hände.

Religiöſe Geſinnungen, wenn ſie lebhaft genug empfunden ſind, geben alſo den edelſten den gröſten Heldenmuth (den Friedrich aus dieſer Quelle nicht hatte) und die aufrichtigſte Todesverachtung. Keine Furcht von keiner Art, kommt in den bedenklichſten Umſtänden unſers Lebens, gegen die Kraft religiöſer Geſinnungen in uns auf. Mit dieſer Kraft, die allein von Gott kommt und allein aus unſerm Vertrauen zu Gott flieſſet, trat ich, am Morgen des vier und zwanzigſten Junius, vor dieſen ſchrecklichen König, mit unerſchrockenem

Sinn,

Sinn, mit innerer Ruhe, und wirklich ſo unbefangen, als wenn ich einen lieben und guten Freund beſuchte.

Schwärmerey ſey dieß, wie alle religiöſen Geſinnungen, die nicht gebadet ſind in kaltem Deiſmus; wer darf das ſagen? Er trete hervor, damit man Ihn kenne; und dann antworte ihm wer will.

Traurige Gefühle hatte doch alſo Friedrich der Groſſe in ſeinen lezten Tagen, und kurz vor ſeinem Tode. Solche Gefühle verheelen ſonſt die Menſchen gar zu gerne an ſich ſelbſt, aus Eitelkeit und affektirter Seelengröſſe. Sie verheelen dieſelben auch darum an groſſen Menſchen, die ſie loben wollen! Aber König Friedrich verheelte ſie mir nicht. Sie beügten auch ſeinen Geiſt nur auf kurze Zeit; denn da ſie ſonſt ſo leicht alle Regſamkeit, alle Thätigkeit, alle Willenskraft, auch in ſonſt ſehr guten ſehr vortreflichen Köpfen vernichten: ſo behielt Er doch immer am Ende,

ſeinen

ſeinen feſten Muth, durch die Kraft und den Trutz, durch die Feſtigkeit und Allgewalt ſeines Willens. Bis ganz nah an ſeinen Tod, that Er mit der gröſten Unverdroſſenheit alle ſeine Geſchäfte.

Indeſſen gieng doch in Deütſchland, lange vor dem Tode des Königs, die Rede: Friedrich der Groſſe ſey am Abend ſeines Lebens ſich nicht mehr ähnlich geweſen, ſeine Seelenkräfte ſeyen geſunken, ſein Geiſt ſey von Ihm gewichen! — Mancher Fürſt könnte wie mir deücht, ſich des Geiſtes freüen, den Friedrich der Groſſe am Abend ſeines Lebens hatte, und käme wahrlich dadurch zu einem groſſen Namen. Die Generale, Miniſter, Geſandte, und geheimen Kabinetsſecretaire des Königs, wiſſen, ob Friedrichs Geiſt nicht noch in allem geathmet habe, was Er im Sommer 1786 that; und was der Herr Miniſter von Herzberg hierüber ſagt, hat mehr Gewicht als alles Gerede von ganz Deütſchland. Ich habe ſelbſt den König in mancher Stunde geſehen, wo

es mir völlig ſchien, als wenn Er ſich noch heüte zu einem Kriege entſchlieſſen könnte. Mitgegangen wäre Er nun freylich nicht; aber die beſten Plane auszudenken, und dieſe aufs beſte ausführen zu laſſen, das war noch ganz im Vermögen des Kopfes den ich ſah, und der Augen die ich nie vergeſſe! Noch in der Zeit da ich in Potsdam war, oder wenigſtens ganz kurz vorher, ſchrieb der König, mit eigener Hand, eine Inſtruktion für einen ſeiner Geſandten an einem der erſten und mächtigſten Höfe von Eüropa; und dieſe Inſtruktion war, wie man mir verſichert hat, ein Meiſterſtück von Politik. So erfuhr ich auch, daß während meines Aufenthaltes in Potsdam, der König, in Abſicht auf eine auswertige Angelegenheit, Entſchlüſſe genommen und am gehörigen Orte habe äüſſern laſſen, die ſo raſch und kühn waren als in ſeinen beſten Jahren.

Vielleicht iſt es nicht unangenehm für meine Leſer, wenn ich erzähle, wie der König während

der

der ſiebenzehn Tage meines Aufenthaltes in Pots-dam, gröſtentheils ſeinen Tag hinbrachte. Aus dem Memoire des Herrn Miniſters von Herzberg wiſſen ſie die Lebensmanier des Königs, von der Zeit meiner Abreiſe bis zu ſeinem Tode.

Seitdem die Krankheit des Königs ſo mächtig und ſo gefahrvoll ward, gieng Er, einige Stunden früher, an ſeine Arbeit. Anſtatt daß ſeine Kabinetsſecretaire, ſonſt erſt des Morgens um ſechs oder ſieben Uhr kamen, verlangte Er ſie izt immer des Morgens um vier Uhr. **Mein Zuſtand** (dieß waren die ewig merkwürdigen Worte, womit Friedrich ſeinen Secretairen dieſe Neüerung ankündigte) **nöthiget mich, ihnen dieſe Mühe zu machen, die für ſie nicht lange dauren wird. Mein Leben iſt auf der Neige; die Zeit, die ich noch habe, muß ich benutzen. Sie gehöret nicht mir, ſondern dem Staate.**

Welche Lehre — für Könige, Fürſten, und Regenten — der Zukunft! Denn, in unſern

Zeiten, bedarf derſelben kein Völkerbeherrſcher, kein kleiner, kein groſſer Fürſt: und kein Monarch — wie man weiß.

Alſo, jeden Morgen um vier Uhr, nachdem ein Adjutant zuerſt verhöret worden, brachte ein Kammerhuſar dem König, alle durch die Nacht von Berlin eingekommene Berichte ſeiner Miniſter und Generale, Depeſchen ſeiner Geſandten, und Briefe aus allen ſeinen Ländern. Dieß alles beſah und ſonderte der König. Auf die eine Seite legte Er alles was Er ſelbſt leſen wollte, auf die andere Seite alles woraus Ihm ſeine drey Kabinetsſecretaire referiren mußten. Alsdann wurden die Kabinetsſecretaire, die alſo nunmehr jeden Morgen um vier Uhr von Potsdam nach Sansſouci kamen, gerufen. Der König übergab ihnen alles was ſie leſen ſollten. Sie giengen dann in ein Zimmer auſſer dem Schloß, laſen alles und machten aus allem kurze Auszüge. Indeſſen las auch der König alle ſeine Briefe. Sodann wurden die

drey

drey geheimen Kabinetsſecretaire, einer nach dem andern, verlangt; jeder hatte Papier und Bleyſtift in der Hand. Zuerſt dictirte der König alle Reſolutionen, die Er auf die von Ihm ſelbſt geleſenen Briefe genommen hatte. Dann referirten ſie aus den Briefen die ſie geleſen und in der Geſchwindigkeit excerpirt hatten, und der König dictirte ihnen ſeine Reſolutionen, Befehle, und Briefe, mehrentheils Wort für Wort. So ward gewöhnlich, von vier Uhr bis ſechs oder ſieben Uhr des Morgens, von einem einzigen tödtlich kranken Manne, ein ganzes Königreich regiert, und ſo wurden zugleich auch alle ſeine auswertigen Geſchäfte durch ganz Europa abgethan. Nun verfügten ſich die Kabinetsſecretaire wieder heim nach Potsdam, und ſchrieben alles ins Reine was ihnen der König dictirt hatte, und dieß ward Ihm des Nachmittages zur Unterſchrift gebracht. Aber auch da geſchah wieder nicht, was wohl oft bey den Regierungen der Staaten geſchieht: alle dieſe

Briefe und Befehle las der König noch einmal durch, bevor Er seinen Namen darunter sezte.

Müssig seyn und Langeweile haben, konnte also der König schon um sechs oder sieben Uhr des Morgens, wenn Er wollte: aber dieß wollte und konnte Er nie, und dieß will und kann auch kein König.

Um diese Zeit ward der Küchenzeddel für die Mittagsmahlzeit gebracht, denn des Abends aß der König nicht. Alle Produkte seiner Gärten und Treibhaüser aus den lezten vier und zwanzig Stunden, brachte man Ihm jeden Morgen, auch um diese Zeit; ich sah sie immer, in grossen Körben, auf den Commoden und Tischen seines Vorzimmers liegen, und stahl dann auch daraus bisweilen dem König eine Kirsche. Es waren die schönsten und ausgesuchtesten Früchte in grosser Menge: Kirschen, Trauben, Melonen, Pfirschen, Abricosen, Feigen, Zwetschen, und Pisangs; auch sogar keine Kirsche durfte einen

Fleck

Fleck haben. Gewöhnlich aß der König von dieſen Früchten.

Mehrentheils hatte der König, wenn ich um acht Uhr kam, ein Buch in der Hand: etwa einen franzöſiſch überſezten Schriftſteller aus dem Alterthum, oder irgend etwas aus der neuern Geſchichte. So erbärmlich ſchwach war die Hand des Königs, daß Er nicht mehr vermochte einen mäſſigen Octavband in der Hand zu halten; Er ließ deswegen alle zu dicken und zu ſchweren Octavbände zerſtückeln, und in kleinere Bände binden. Ich blieb von acht Uhr an, bey dem König, ſo lange Er es für gut fand, und mehrentheils eine halbe auch wohl eine ganze Stunde.

Nach mir kam der Commandant von Potsdam, der ſanfte (*) würdige und vortrefliche Herr

(*) Gott ſegne Ihn für ſeine Sanftheit. Denn ich lernte in Potsdam einen General kennen, der nicht ſanft war, den Herrn General von Scheele,

Generallieütenant von Lehdich, die Parole abzuhohlen; dieß war mehrentheils eine Augenblicksſache,

Scheele, Commandeur des erſten Bataillons der Garden. Scheele hatte die Waſſerſucht wie der König. Er verlangte meinen Beſuch und meinen Rath. Aber da ich aus den Erzählungen des würdigen Herrn Hofmedicus Freſe, und des rechtſchaffenen Regimentschirurgi, und aus den Krankheiten einiger mich um Rath fragender Officiere der königlichen Garde, ſchlieſſen konnte, welcher Unmenſch Seine Excellenz der Herr General war, wollte ich Ihn durchaus nicht ſehen. Indeſſen baten mich der Herr General, und Herr Freſe, und der Herr Regimentschirurgus, zuſammen ſo dringend, daß ich endlich dieſen General, den ich für einen Unmenſch hielt, aus Menſchlichkeit beſuchte. Auf ſeiner Treppe nahm ich mich ſo zuſammen, als wenn ich ein höherer General wäre wie Scheele, und alſo Ihn commandirte! Stolz trat ich in ſeine Stube. Er ſah in ſeinem alten Lehnſtuhl, äuſſerſt trübſelig und erbärmlich aus, gelb und cachektiſch, und geſchwollen bis über die Ohren. Um Ihn her ſtanden, mit tief gebeugten

ſache, denn frühe um vier Uhr ward ſchon durch einen Officier, von allem was an den Thoren von Potsdam und in der ganzen Garniſon vorgefallen, der Rapport abgeleget. Zwiſchen neun und eilf Uhr kamen dann Adjutanten und Officiere,

beügten Nacken, einige Compagniechirurgi von der Garde, die ausſahen wie Leichname, weil der wüthige General, ſie bey Tage und bey Nacht, um ſich hatte, und in einem fort, mit vierundzwanzigſylbichten Flüchen, vorwerts und rückwerts commandirte. Mich empfieng der General ſanft und höflich! Ich ſagte alſo auch ſehr höflich, daß alles gut ſey, was der Herr Hofmedicus Freſe verſchreibe; ich rieth pour la forme ich weiß nicht was: und eine kurze Zeit, vor oder nach dem König, ſtarb Gott Lob, auch der Herr General von Scheele. Kurz vor ſeinem Tode verordnete Er: daß man ſeinen Leichnam zergliedere, und auf den Fall, daß man darinn dasjenige nicht finde, was die Tauſend-Sakerments-Feldſcheerer Ihm ſo oft vorgeplaudert, legirte Er, jedem von ihnen, funfzig Prügel.

und andere die etwa der König noch ſprechen wollte.

Nach eilf Uhr erſchien die Tiſchgeſellſchaft des Königs: der Herr Graf Lucchesini; der Herr General Graf von Görtz; vom Anfange meines Aufenthaltes bis beynahe zum Ende, der Herr Oberſtallmeiſter Graf von Schwerin; vom Ende meines Aufenthaltes bis zum Tode des Königs, der Herr Miniſter von Herzberg; gewöhnlich auch der Oberſte von den Ingenieurs, Herr Graf Pinto, ein Piemonteſer; und zu dieſen, bald dieſe und bald jene Generale und Staabsofficiere. Es war ſonderbar, daß der König diejenigen Herren, die Jahr aus Jahr ein mit Ihm aßen, doch jeden Morgen von neuem zum Eſſen bitten ließ.

Die Mittagsmahlzeit daurte zuweilen nur eine halbe Stunde, mehrentheils eine, auch wohl anderthalb Stunden. Der König aß faſt immer mit ſtarkem Appetit, und immer zu viel. Er trank einen weißen, ſüßen, und etwas prickelnden

fran-

franzöſiſchen Wein von Bergerac in ſehr mäßiger Quantität.

Nach Tafel ſchlief er mehr und weniger, aber immer nur auf eine kurze Weile. Dann trank Er einige Taſſen Kaffee, wie des Morgens. Dann ſezte Er ſich zuweilen auf ſeine Terraſſe in die Sonne, oder amüſirte ſich mit etwas. Zum Exempel, Er hatte Juwelirer, Steinſchleifer, und andere Künſtler bey ſich. Einmal, als ich in Potsdam war, beſah Er ſeine Juwelen; man ſchäzte den Werth von denen die Er bey ſich in ſeinem Zimmer hatte, von vier bis fünf Millionen Thaler (**).

Für

(**) Juwelen waren eine Art von Liebhaberey bey dem König. Aber auch hierinn war ſein Geſchmack etwas ſonderbar. Brillanten waren Ihm nicht ſchön genug. Er hatte immer vor ſich auf einem kleinen Tiſche, auſſer einem groſſen bleyernen Magazin von Schnupftaback, und zwey hölzernen Doſen, vier ſehr groſſe Taba-

Für drey Uhr war ich gewöhnlich beſtellt. Wenn aber der König Geſchäfte hatte, oder noch ſchlief, welches ein paarmal widerfuhr, ſo ward ich um halb vier oder auch ſpäter hereingerufen. Die Audienz daurte eine halbe Stunde, eine ganze Stunde, und bisweilen länger.

Dann fiengen die Geſchäfte wieder an. Die Briefe wurden zur Unterſchrift gebracht. Einmal ſah ich, in den erſten Tagen, den Herrn Miniſter Grafen

Tabatieren aus ſchleſiſchem Achat liegen. Sie waren mit Juwelen von allen Farben reich beſetzet. Eine dieſer Tabatieren, die ich ſehr gut kannte, hatte ich nachher in meinem Hauſe in Hannover in der Hand. Herr von Offenberg, Hofmarſchall des Herzogs von Curland, hatte ſie von dem izt regierenden König zum Geſchenk erhalten. Der Werth dieſer Juwelen betrug über zweytauſend Dukaten. Aber es waren nicht Rubine, Saphire, Schmaragde, und dergleichen, wie ich geglaubt hatte: ſondern wahre Brillanten, unter die der König Folien von allen dieſen Farben ſetzen ließ.

Grafen von Finkenſtein zum König gehen; und um dieſe Zeit, erhielt der Ruſſiſchkaiſerliche Geſandte, Fürſt Dolgorucki, ſeine Abſchiedsaudienz. Zuweilen, wenn ich herausgieng, kamen Officiere von dem Ingenieurcorps, mit groſſen Planen und Riſſen zu dem König.

Die Gefehrten der Abendſtunden des Königs, erſchienen um halb ſechs Uhr, und nur ſelten etwas ſpäter. Dieſe Herren waren immer, der Herr Kammerherr Graf Lucheſini und der Herr General Graf von Görtz. So lange ich in Potsdam war, iſt auch mehrentheils, und während ſeines ganzen dortigen Aufenthaltes, der Herr Oberſtallmeiſter Graf von Schwerin von dieſer Geſellſchaft des Königs geweſen. Ihm folgte zwey Tage vor meiner Abreiſe aus Potsdam, der Herr Miniſter von Herzberg, der, ebenfalls wie der Herr Graf von Schwerin, bey dem Könige wohnte, und in Sansſouci bis an den Tod des Königs blieb. Mit dieſer Geſellſchaft unterhielt ſich der König,

mehren-

mehrentheils heiter und froh, und immer auf eine höchſt intereſſante Art, bis acht Uhr. Dann ſpeiſeten dieſe Herren unter ſich, und der König ließ ſich durch einen jungen Menſchen aus Berlin, bald etwas aus dem Cicero oder Plutarch, bald aus dem Voltaire vorleſen, bis Er einſchlief, gewöhnlich bis zehn Uhr.

Die Abendgeſellſchaft des Königs, beſtand ſeit ſeiner lezten und tödtlichen Krankheit, alſo ſeit neün Monaten, wenn keiner von den Herrn Miniſtern aus Berlin in Sansſouci war, aus niemand als Luccheſini und Görtz. Ins ſechste Jahr vorher, hatte der König ſonſt immer, mit Ausnahme jener auſſerordentlichen und bekanntlich ſeltenen Fälle, ganz und gar keinen Menſchen von halb ſechs Uhr bis acht Uhr des Abends bey ſich, als den Grafen Luccheſini. Aber ſeitdem der König, nach der ſchleſiſchen Herbſtrevüe von 1785 ſo ſehr von Engbrüſtigkeit litt, ward es Ihm zu beſchwerlich immer mit Luccheſini zu ſprechen.

Alſo

Alſo wählte Er ſich, von dieſer Zeit an, den Herrn General Graf von Görtz zum Interlocuteur.

Graf Luccheſini war alſo, ſechs Jahre hindurch, der beſtändige und tägliche Geſellſchafter Friedrichs des Groſſen; und fünf Jahre war er mehrentheils der einzige Gefehrte ſeiner Abendſtunden.

Schärfere und billigere Blicke hat wohl kein Philoſoph und kein Gelehrter in den Kopf und in das Herz Friedrichs des Groſſen geworfen, als dieſer geiſtvolle, tiefgelehrte, und liebenswürdige Italiener. Nicht nur hat Ihn der König gar nicht ſelten bey auswertigen Staatsangelegenheiten, und zu vielen geheimen Dingen gebraucht. Er that noch viel mehr: denn der regierende Fürſt von Deſſau hat mir verſichert: der König habe dem Grafen Luccheſini alle ſeine Geheimniſſe anvertraut; Er verſtehe darum die innern Angelegenheiten des preüſſiſchen Staates, eben ſo gut als

die

die auswertigen; über dieß Alles ſey Er von dem verſtorbenen König vortreflich unterrichtet. Auch habe deswegen, ſagte mir der vortrefliche Fürſt von Deſſau, Seine Majeſtät der iztregierende König, bey ſeiner Thronbeſteigung, den Grafen Luccheſini mit dieſen erhabenen Worten erfreüet: Sie waren der beſte Freünd des verſtorbenen Königs, ſeyen ſie auch der Meinige!

Auch der eigentliche und beſtändige litterariſche Freünd des Königs, war Luccheſini. Neüe Bücher las der König nicht mehr gerne, und deütſche Bücher hat Er, wie man weiß, nie geleſen, die Bibel und Arndt wahres Chriſtenthum ausgenommen: weil dieß die einzigen Bücher waren, die Ihm ſein Vater ließ, als er Ihn in Küſtrin gefangen hielt. Luccheſini las Alles, auch ſogar deütſche Litteratur, in der Er ſo gut bewandert iſt, als der geſchmackvolleſte Deütſche; und ſo erzählte er dann dem König auch litterariſche Neüigkeiten aus Deütſchland.

Das

Das menſchliche Herz wünſchet ſich immer einen Ergieſſungsort für ſeine liebſten Gedanken und Empfindungen. Bey manchem Fürſten iſts der Aufklärer ſeines Geiſtes ſein Kammerdiener, oder der Wärter ſeiner Jagdhunde. Bey Friedrich dem Groſſen wars Luccheſini: denn vorzüglich war Er der Vertraute aller litterariſchen Arbeiten des Königs, der ihm alle ſeine Manuſcripte zu leſen gab, und ſich mit ihm über alle unterhielt. Niemand wäre daher fähiger geweſen, die Werke des Königs herauszugeben als Er: wenn es darauf angekommen wäre, dieſelben mit Anmerkungen und Auslegungen aus dem Munde des Königs zu begleiten. In dieſer Abſicht iſt Luccheſini, der nichts vergißt, ſo unerſchöpflich reich an Anecdoten, wie es niemand iſt, und niemand ſeyn kann. Hätte Er der Ausleger dieſes Cäſars werden können, ſo hätte Er wenigſtens die litterariſche Geſchichte aller Werke des Königs gekannt. Man hätte auf manchen weniger frappanten Aufſatz des

 Königs,

Königs, einen höhern Werth geſetzet, wenn man mit der Veranlaſſung deſſelben bekannt geweſen wäre, und mit der Laune des Augenblickes, die oft dieſe Aufſätze gebahr. Luccheſini weiß dieß alles aus dem Munde des Königs, aus den beſtändigen Unterredungen und Erzählungen, und dem beſtändigen Gedankenwechſel mit Ihm. Aber dieß Alles nimmt Luccheſini mit ſich ins Grab, wenn Er das nicht thut, wofür ich Ihn ſo dringend bat, und wozu ich Ihn hier, im Namen von Welt und Nachwelt hervorruffe.

Graf Luccheſini iſt izt ein Mann von zwey und dreiſſig Jahren. Sein edler Charakter, ſeine Ehrlichkeit, ſeine Rechtſchaffenheit, ſeine Wahrheitsliebe, ſeine Klugheit, ſeine Treu, ſeine durchdringende Scharfſicht, ſein unermeßliches Gedächtnis, ſeine claſſiſche Gelehrſamkeit, und ſein tiefdringender philoſophiſcher und politiſcher Blick, verbürgen mir, daß Er alles leiſten könnte was ich von Ihm erwarte, was niemand unter den leben-

lebenden Menſchen leiſten kann wie Er, und was die ſpäteſte Nachwelt Ihm verdanken wird, und mit unſterblichem Ruhme vergelten.

Einen groſſen Beweis des Vertrauens, das der König in die Diſcretion von Luccheſini hatte, ſah ich mit meinen eigenen Augen in ſeinem Hauſe in Potsdam. Was iſt aus der Correſpondenz des Königs mit d'Alembert geworden, fragte ich? Das franzöſiſche Miniſterium, erwiederte mir Luccheſini, glaubt dieſe ganze Correſpondenz ſey dem Vulkan aufgeopfert. Am Tage da d'Alembert ſtarb, kam der Staatsminiſter von Vergennes in ſein Haus, und verlangte, auf Befehl des Königs von Frankreich, alle Briefe des Königs in Preüſſen an d'Alembert. Sogleich wurden dieſe Briefe alle dem Miniſter ausgeliefert, und Er verbrannte ſie alle auf der Stelle. Aber deswegen, fuhr Luccheſini fort, iſt dieſe Correſpondenz nicht vernichtet, wie das franzöſiſche Miniſterium glaubt; denn alle ſeine Briefe an d'Alembert,

ſchrieb zwar der König ſelbſt mit eigener Hand, aber Er ließ ſie durch Herrn von Cat abſchreiben, ſchickte immer nur Cats Copeyen an d'Alembert, und behielt die Originale. Alſo, zum Beweiſe daß alle Briefe an d'Alembert, von der Hand des Königs, noch vorhanden ſind, machte Luccheſini ſeinen Bureau auf, und ſagte zu mir: ſehen Sie, dieß iſt die ganze Correſpondenz des Königs mit d'Alembert.

Es waren etwa ſechs groſſe zuſammengebundene Paquete; alſo gewiß viele hundert Briefe an d'Alembert allein, ohne d'Alemberts Antworten, die auch alle noch vorhanden ſind.

Sie kennen die Hand des Königs, ſagte Luccheſini zu mir. Alſo will ich, von ungefehr einige Briefe herausziehen, und ſie ſollen ſehen, daß dieſe Briefe ächt ſind. Allerdings war es ſo. Nachher las Luccheſini einen dieſer Briefe vor ſich, und ſodann ließ Er mich dieſen Brief auch leſen. Der Brief war zur Hälfte litterariſch, philoſophiſch

und

und theologiſch, und zur Hälfte enthielt er ſarcaſtiſche Raiſonnemens über politiſche Neüigkeiten. Alles war aüſſerſt kühn und derb geſagt. Vielleicht würden wenige franzöſiſche Gelehrte, wenige Philoſophen, und hauptſächlich wenige Theologen und Staatsminiſter, ſolche Briefe des Königs, die man wahrſcheinlich nicht drucken wird, ohne Bauchgrimmen leſen.

Nach allem was mir, aus dem Umgange mit dem Grafen Luccheſini, von den Werken des Königs bekannt iſt: glaube ich nicht, daß man alle dieſe Werke drucken wird. Luccheſini hat alle litterariſchen Handſchriften des Königs geleſen, und mich alſo über dieß alles unterrichtet.

Dieß war meine erſte Frage. Iſt die Anecdote wahr, daß der König die Geſchichte des ſiebenjährigen Krieges geſchrieben habe; daß die ganze zum Ende gebrachte Handſchrift dieſer Geſchichte, einſt auf einem Tiſche lag, über dem ein Kronleüchter hieng; daß durch den Fehler eines Pagen,

ein Funke von dieſem Kronleüchter auf die Handſchrift fiel, und die ganze Handſchrift verbrannte; und daß der König dem Pagen, der vor Ihm niederfiel, um Ihm dieſes Unglück anzuzeigen, weiter nichts antwortete, als dieſes göttlichgroſſe Wort: alſo ſchreibe ich dieſe Geſchichte noch einmal!

Lucheſini ſagte, dieſe Anecdote ſey wahr. Auch habe der König, die Geſchichte des ſiebenjährigen Krieges noch einmal geſchrieben, nachdem das erſte Concept aufbrannte. Dieſe Geſchichte iſt nunmehr, nebſt den übrigen zum Drucke beſtimmten Werken des Königs, auf dem Schloſſe zu Berlin unter der Preſſe.

Rouſſeau erhob den Marſchall von Türenne, wegen einer ſehr unähnlichen Anecdote. Türenne lag einſt, an einem ſchwülen Sommertage, im Nachtkamiſol und in der Mütze, im Fenſter ſeines Vorzimmers. Ein Küchenjunge der eben vorbeygieng, glaubte, dieſer halbausgezogene Menſch

ſey

ſey ſein College; ſchlich alſo hinter Ihm an, und gab Ihm mit der flachen Hand einen groſſen Klaps auf den Hintern! Türenne wandte ſich mit Heftigkeit um, und ſah den Küchenjungen, ganz auſſer ſich, vor Ihm auf die Kniee fallen. Ach Monſeigneur, ſchrie der arme Junge, ich habe geglaubt, Sie ſeyen Georg der Sudelkoch! Türenne rieb ſich den Hintern, und ſchrie mit der äuſſerſten Gutmüthigkeit: wenn ich auch Georg der Sudelkoch geweſen wäre, ſo hätteſt du doch nicht ſo verteüfelt zuſchlagen ſollen! — Dieſer Zug von Türenne iſt ſchön. Aber Friedrichs Gelaſſenheit, als Er das Schickſal ſeiner Geſchichte des ſiebenjährigen Krieges hörte, iſt erhaben.

Ein heroiſchcomiſches Gedicht im Geſchmacke der Pucelle d'Orleans, deſſen Abſicht ich nicht erwähnen kann und mag, und das, wie ich höre, vielleicht gedruckt wird, hatte der König ſelbſt, ſchon vor vielen Jahren wollen drucken laſſen. Kupfer zu demſelben, von dem berühmten Kupfer-

ſtecher Schmidt in Berlin, waren ſchon geſtochen. Aber der König bedachte ſich; das Gedicht ward nicht gedruckt, und, wenn ich nicht irre, wurden die Kupferplatten zerbrochen. Herr Hofrath Brandes in Hannover, der alles Schöne ohne Ausnahme beſitzet, was jemals in der Welt gedruckt oder in Kupfer geſtochen ward, hat dieſe Kupfer.

Ein anderes heroiſchcomiſches Gedicht des Königs, ſur la diviſion de la Pologne, ebenfalls im Geſchmacke der Pucelle d'Orleans, das der König durchaus nicht dem Drucke beſtimmet hatte, und das auch höchſt wahrſcheinlich nicht gedruckt werden wird, war, zum groſſen Verdruſſe des Königs, vor einigen Jahren in Hamburg unter der Preſſe. Ein bekannter Buchhändler kündigte es an, und hieng an ſeine Ankündigung eine Probe des Gedichts. Dieſe Ankündigung fiel Lucheſini in die Hände. Er war verſteinert, als er ſah, daß die angehängte Probe wörtlich aus dem

dem Gedicht des Königs abgeschrieben worden, dessen Handschrift er aus den Händen des Königs erhalten und gelesen hatte. Gleich gieng er zu dem König, um Ihm dieß zu erzählen. Der König war eben so betroffen wie Luccheſini: weil Er dieſe Handſchrift ſonſt niemand anvertrauet hatte, als dem Herrn von Voltaire, und noch Jemand. Was iſt da zu thun, fragte der König? Luccheſini antwortete: gleich einen Courier nach Hamburg zu ſchicken, dem Preuſſiſchen Reſidenten dort zu befehlen, daß er augenblicklich zu dieſem Buchhändler gehe, mit den gröſten Drohungen das ganze Manuſcript und alle gedruckten Bogen verlange, und dann, wenn alles ausgeliefert ſey, den armen Buchhändler dafür königlich bezahle. Dieſer Vorſchlag gefiel dem König, und er ward pünktlich und glücklich ausgeführet. Vier Bogen waren ſchon gedruckt! — Nicht von Luccheſini, ſondern von Jemand in Hannover habe ich erfahren: Voltaire habe dieſes Gedicht dem König

gestohlen, das ist, er habe es abschreiben lassen, und sich die Abschrift zugeeignet; Beaumarchais habe diese Handschrift aus des Voltaire Verlassenschaft gekauft, und dieselbe nach Hamburg verkauft.

Aber warum hieng König Friedrich immer nur an französischer Litteratur; warum achtete Er gar nicht auf jenes helle Sonnenlicht, das seit 1740, über ganz Deütschland, durch Gottsched und ein Dutzend Magister in Leipzig aufgieng?

Aus Bescheidenheit. Denn so sehr auch Friedrich dem Grossen die ganze zweite Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts nachgegangen ist, so fühlte Er doch in Sachen solcher deütschen Litteratur sich so sehr zurück, daß Er nie von Sanssouci nach Leipzig hinblickte; und in Absicht auf Mode war Er ebenfalls groß genug, um gerne hinter seinem Jahrhundert zu stehen.

Seine ganze Armee blieb bis an seinen Tod, immer gekleidet, wie sie bey dem Antritt seiner

Regie-

Regierung gekleidet war. Er vernachläſſigte hierinn äuſſerſt nothwendige Veränderungen, die ſein königlicher Nachfolger durchaus machen mußte; bloß, weil es Veränderungen waren (*).

Darum

(*) So unſinnig iſt wohl niemand, um dieß ſo zu verſtehen, als wenn ich ſagte: Friedrich habe in Abſicht auf jede Art von hoher Vollkommenheit, wozu Er ſeine Armee erheben konnte, Veränderungen nicht geliebt! — Aber in tauſend andern, auch wichtigen und nur kleinern Dingen, liebte Er doch einmal zuverläſſig Veränderungen nicht. Ein ſehr tiefdenkender und äuſſerſt rechtſchaffener Schweitzer, Herr Profeſſor Wegelin in Berlin (von dem mir Sulzer verſicherte, daß ihn Friedrich der Groſſe ungemein hochſchätze, es auch bey allen Gelegenheiten bezeüge, und daß der König der einzige Mann in Berlin ſey, der Wegelin kenne) ſagte mir, im Jahre 1771 in Berlin: L'Ecole militaire de Berlin eſt un des chef-d'oeuvres du Roi. L'inſtruction qu'il a donnée à ſes Profeſſeurs, eſt ſon meilleur ouvrage. Mais quand le Roi a creé une machine, et qu'il l'a miſe en mouvement, il croit que c'eſt imiter le bon Dieu que de ne plus y toucher.

Darum hatten auch die Kleider ſeiner Lackayen und Jäger im Jahre 1786 noch immer den Schnitt vom Jahre 1740. Die Unveränderlichkeit des Königs in ſolchen Dingen, lag in der Feſtigkeit und Unveränderlichkeit ſeines Charakters und ſeiner Geſinnungen.

Dieß iſt die Urſache, warum Er nichts aus der deütſchen Litteratur machte. Aber deswegen ſprach Er der deütſchen Muſe nicht Hohn; darum ließ Er ſie doch ihren Reihentanz tanzen; darum war Er, der Purpurträger, ihren rauhen Tönen nicht undankbar (*). Die deütſchen Muſen konnten ſich

(*) Undankbar war Friedrich der Groſſe, in frühern und ſpätern Zeiten, den deütſchen Muſen nicht ganz, ſo geringſchätzig Er ſonſt überhaupt von der deütſchen Litteratur dachte. An meinen ſeligen Herzensfreünd Sulzer gab Er tauſend Beweiſe ſeiner Achtung und ſeiner Liebe. Niemand weiß nicht, welchen aüſſerſt vortheilhaften Eindruck, Ihm drey unſerer erſten und vorzüglichſten Männer, Gellert, Gleim und Garve machten.

ſich ſonnen und ſingen, in Feyerkleidern wallen und jubiliren: nur Friedrich ſah und hörte ſie nicht! — Während der Jünglingsjahre Friedrichs hatte man noch keinen deütſchen Voltaire; unſere izigen Aufklärer waren damals noch ungebohren! Darum hielt ſich Friedrich an franzöſiſche Litteratur, die ſchon in frühen Jahren Ludewigs des Vierzehnten eben ſo ausgebildet war, als es nun endlich, hundert Jahre ſpäter die deütſche auch iſt. Alſo las Er auch, mit Erlaubniß, kein deütſches Buch! —

Seine Liebe für ausländiſche und zumal franzöſiſche Litteratur, verſtärkte ſich aber auch vorzüglich

machten. In den lezten zehn Jahren ließ Er auch allmählig die angeſehenſten Berliniſchen Gelehrten, Nicolai und viele andere zu ſich kommen; und Er bezeigte ſich gegen alle freündlich, gnädig, und gerecht. Aber inſonderheit warf Er, eine geraume Zeit hindurch, in den Jahren 1749, 1755 und 1756 ſein Auge auf den König aller deütſchen Gelehrten, auf Haller.

züglich durch den beſtändigen Umgang mit Algarotti, Voltaire, und d'Argens. Er hatte dieſe Männer nach den beyden erſten ſo glorreich beendigten ſchleſiſchen Kriegen, alſo in ſeinen ſchönſten und ruhigſten Zeiten, immer bey ſich. Der Ton ihres Umganges überwog doch Alles, was der König wenigſtens von deütſchem Gelehrtenwitze ſah, hörte, und wußte. Sulzer liebte und verehrte die Deütſchen; aber Er glaubte doch, daß mancher deütſcher Magiſter und Profeſſor mit Schneidermanieren, dort im Marmorſaale zu Sansſouci, an der Tafel des Königs, zwiſchen dem Könige, Voltaire, Algarotti und d'Argens, ſehr verlegen, ſehr trocken und ſehr peinlich geſeſſen hätte; und, wahrlich, eher geneigt zur Diarrhee als zu witzigen Einfällen! — Unendlich amüſanter war es, wie mir der redliche und geiſtvolle Sulzer oft verſichert hat, Algarotti, Voltaire und d'Argens miteinander ſprechen zu hören, als das amüſanteſte Buch zu leſen. Dieſer billige

Philo-

Philoſoph, und gewiß biedere und treüe deütſche Patriot, verwunderte ſich auch darum nicht, daß doch, ab und zu, ein etwas linkiſcher und ſchwerfälliger deütſcher Gelehrter, in Vergleichung mit dieſen ſprudelnden Köpfen, dem König bengelhaft vorkam; und darum ſagte auch Sulzer ſey es dem König (was man Ihm ſo fürchterlich übel nahm, und wofür man Ihm ſo oft die Fauſt in der Taſche machte) unmöglich geweſen ſich einen deütſchen Beleſprit zu denken!! — Aber da man allmählig in Deütſchland ſchöne Geiſter auf allen Straſſen laufen ſah, lohnten dann freylich dem König dieſe Geiſter ſeine Abneigung gegen ihre Deütſchheit, oft hämiſch genug! — Gleichwohl aßen einmal keine Magiſter, ſondern Algarotti, Voltaire und d'Argens, gewöhnlich des Abends mit dem König. Dieſe Abendmahlzeiten im Marmorſaale des kleinen Schloſſes zu Sansſouci, dieſem ſo ſchön genannten einſamen Sitze der Ruhe des häuslichen Lebens der ſchönen Natur und der Muſen, daurten

ſo

ſo tief in die Nacht hinein, daß allen um die Tafel herum verſammelten Bedienten des Königs, von dem langen Stehen, die Beine ſchwollen. Viel Champagner trank man dann auch, bey dieſen Abendfeſten der Muſen und des Witzes. Vielleicht iſt in ganz Deütſchland kein Ort, wo jemals ſo viel Witz vergoſſen ward, wie in dieſem Marmorſaale zu Sansſouci! — Dieß ſagte ich mir oft, mit einer Art von ſtaunender Bewegung der Seele, und dann auch wieder mit Empfindungen die öffentlich nicht gut zu ſagen ſind, wenn ich da, alleine zwiſchen den corinthiſchen Saülen ſaß, die Venus Urania vor mir ſah, und den Apoll der das Buch des Lucretius in der Hand hält, und in dieſem offenen Buche, mit groſſen goldenen Buchſtaben die Worte: Te ſociam ſtudeo ſcribundis verſibus eſſe, quos ego de ***rerum natura*** pangere conor!

Aber Friedrich verachtete darum die Deütſchen nicht, ob Er gleich keine Magiſter zum Eſſen bat.

Durch

Durch Deütſche wurden ja, alle ſeine groſſen Ideen ausgeführet, und alle ſeine kühnen und unſterblichen Thaten verrichtet. Er verachtete auch gar nicht die deütſche Sprache. Alle Briefe, die man an Ihn über öffentliche und privat Angelegenheiten ſeines Landes ſchrieb, alle Berichte der Miniſter und Generale, alles was die ganze Armee betraf, mußte deütſch geſchrieben ſeyn. Auch mit ſeinen Officieren, die Franzoſen von Geburt waren, ſprach der König deütſch. Nur die Academie der Wiſſenſchaften in Berlin mußte franzöſiſch an Ihn ſchreiben, und Er antwortete in gleicher Sprache. Dieſes alles gieng, ſeit dem Anfang ſeiner Regierung, nach gleichen Geſezen fort. Er ſelbſt kleidete ſich auch im Jahre 1786 nicht anders, als Er im Jahre 1740 gekleidet war; ich hatte ſeine ganze Garderobe (zwey Caſſakins ausgenommen; den, den Er auf dem Leibe trug, und den, den Er gar nicht brauchte) in meinen Händen. Sie beſtand aus zwey Sommer und

zwey Winter Uniformen. Den Caſſakin von blauem Atlas, den ich nicht ſah, hatte die verwitwete Frau Herzoginn von Braunſchweig, ſeine Schweſter, mit Gold geſticket; aber der König zog ihn nicht an, weil Er dieſen Caſſakin für Ihn zu ſchön fand.

Groß und gut, war indeſſen doch in allen Dingen und zu allen Zeiten, der König, ob Er gleich nur franzöſiſche und nicht deutſche Bücher las, und aus Voltaire mehr machte als aus Gottſched. Bis an ſeinen Tod hat man indeſſen doch an ſeiner Güte gezweifelt. Der Graf von Mirabeau ſogar, ſchämte ſich nicht in ſeinem berühmten Briefe an König Friedrich Wilhelm den Zweiten zu ſagen: Friedrich erwarb ſich die Bewunderung der Menſchen; aber niemals erhielt Er ihre Liebe (*).

Mehr

(*) Fréderic a conquis l'admiration des humains; jamais Fréderic n'obtint leur amour.

Lettre

Mehr Güte des Herzens als man Friedrich dem Groſſen ſonſt zugetrauet hat, und noch izt zutrauen will, leüchtet auch ſchon aus ſeinem Verhalten gegen mich hervor, und aus manchem herrlichen Worte, das ich, aus ſeinem Munde gehen hörte. Ohne wahre und innige Liebenswürdigkeit und Herzensgüte hätte ſich der König nicht ſo gefühlvoll und liebreich gegen mich bezeiget, als ich einſt das Glück gehabt, Ihn, in ſeinem Unmuth zu tröſten. Ohne wahre und innige Herzensgüte, hätte der König am Tage vor meiner Abreiſe aus Potsdam, nicht ſo liebreich und nicht ſo rührend den lezten Abſchied von mir genommen. Ohne wahre und innige Herzensgüte, hätte der König mir nicht geſagt: Ich habe nie kein gröſſeres Vergnügen, als wenn Ich einem

Lettre remiſe à Fréderic Guillaume II, Roi regnant de Pruſſe, le jour de ſon avénement au Trône. Par le COMTE DE MIRABEAU (1787) pag. 8.

armen Manne kann ein Haus bauen laſſen; nichts hat mich in meinem Leben mehr verdroſſen, als wenn Ich ſah, daß man meine Soldaten, dieſe braven Männer, die Geſundheit und Leben ſo edel für ihr Vaterland hingaben, in ihren Krankheiten und bey ihren Wunden übel verpflegte; nichts hat mich von jeher mehr betrübet, als wenn ich die unſchuldige Urſache, an dem Tode irgend eines Menſchen war! — — Mir deücht, dieß ſeyen Züge des gröſten Edelmuths, und der ſublimſten Menſchenliebe.

Haller giebt in dritten Buche ſeines Uſongs zu verſtehen: nach Friedrichs des Groſſen Meinung, ſey kein Unterſchied des Guten und Böſen geweſen, und Er habe das Laſter über die Tugend geſetzet! — Aber alle ächten Denkmale Friedrichs, ſind doch voll von allem was die Tugend liebenswürdiges hat und giebt; voll von allem was ihr Eingang verſchaffet bey den Menſchen; voll von Zügen der holdeſten Sanftheit, der gröſten

gröſten Herrſchaft über ſich ſelbſt, der äuſſerſten Gutmüthigkeit, der liebreichſten Herablaſſung in die Lage von jedem Menſchen, der höchſten Gelindigkeit, des herzlichſten Mitleidens, und des väterlichſten Hinſehens — auf alle ſeine Unterthanen! —

Als Friedrichs ſterbender Vater (wahrlich für Ihn kein guter Vater) Ihn zu ſich rufen ließ, in ſeinen lezten Stunden: ſah man Ihn beym Weggehen, auſſerordentlich gerühret, ſchluchzend und ganz in Thränen! — Thränen, in ſolcher Lage, bedeüten die nicht mehr, als Thränen wie ſie unſer einer weinet? — Aber man leſe auch nur ſeine freündlichen herzlichen und zärtlichen Briefe an Suhm; und dann die noch im ſiebenjährigen Kriege geſchriebenen Briefe, voll heiterer Laune, voll Freündlichkeit, Liebenswürdigkeit, und guter Laune, an die alte Gräfinn von Camas: und verkenne, wenn man kann, das Herz in dem Charakter des Kronprinzen und des Königs.

Sein Körperbau war nicht ſtark. Er ſelbſt, und ſeine feinfühlenden Nerven, brachten manches Uebel über Ihn, ſchon in ſeiner frühen Jugend! Gar zu frühe hatte ſich Friedrich der Groſſe, mit der ganzen ungeſtümmen Heftigkeit ſeines Temperaments, durch den Misbrauch der Freüden der Liebe entnervt (**). Noch im Jahr bevor Er König

(**) Dieß war auch der Triumph der Franzoſen, am Anfang des ſiebenjährigen Krieges; nemlich vor der Schlacht bey Roßbach! —

Mit dem Marquis de Brandebour (So nannten damals Friedrich den Groſſen die franzöſiſchen Lieutenante und Fändriche!!) hofften ſie bald fertig zu ſeyn; denn alle dieſe Herren, und zumal die aus Gaſconien, ſagten: Cadédis! comment un Roi, qui eſt *impuiſſant*, ſçauroit-il nous faire la guerre! — Inſoweit hatten die Franzoſen recht; denn wo dieſes Vermögen mangelt, hat auch der Kopf eines Mannes wohl etwa bel eſprit, Witz, und Anmaſſung — aber keine wahre und hohe Geiſteskraft.

So

König ward, gestand Er an Suhm, seine Schwächlichkeit. Meine unglückliche Erfahrung,

So gewiß waren die Franzosen (vor der Schlacht bey Roßbach) ihrer Sache, daß eine Dame in Versailles versicherte, man werde nächstens den König in Preüssen gefangen nach Paris bringen! Das freüt mich, erwiederte ihr eine andere Dame: denn so sehe ich auch einmal einen König!

Ein französisches Epigramm auf Friedrich den Grossen erschien auch um diese Zeit in Paris, worinn zwar gesagt ist, Friedrich sey der gröste Held und König; aber wo dann auch ziemlich weinerlich hinzugefügt wird: Ah que n'est-il Homme! —

Man hielt eine Dame in Paris für die Verfasserinn dieses Epigramms. Wenn dieß ist, und wenn diese Dame noch lebt, so kann ich ihr doch wenigstens den zuverlässigen Trost geben: daß noch kurz vor dem siebenjährigen Kriege, Friedrich der Grosse ihr auf eine sehr angenehme Manier das völlige Gegentheil ihres Epigramms hätte beweisen — können. Aber — für das wollen, kann ich freylich der guten Dame nichts verbürgen!

ſagte Er, machte aus mir einen Arzt. Aber wer in der Welt, verſtand auch beſſer, als Er in der Folge, ſeinen Körper abzuhärten durch die Stärke ſeines Willens, und die Kraft ſeines Geiſtes?

Ein Weichling war Er beynahe, von Natur; und, als Kronprinz, ein decidirter Philoſoph. Ihm ekelte vor dem kleinen Exercirweſen; ſeines Vaters und ſo vieler Fürſten — Puppe! Als ſein Vater einſt raſch und tapfer, vom Aufgang bis zum Niedergang der Sonne, immer exerciren und wieder exerciren ließ, ſchrieb Er an Suhm: wir tödten uns hier mit Exerciren! und ein andermal: wir verlieren hier eine Zeit, die nie wiederkommt, mit Nichtswürdigkeiten! Ein andermal nannte Er, auch in einem Briefe an Suhm, allen dieſen militairiſchen Prunk, wahre Kindereyen! Mitten unter ſeines Vaters Revüen, und allem dieſem ewigen Rechtsum und Linksum, ſehnte ſich Friedrich der Groſſe, nach ſeinen Studien, nach

ſeinem

ſeinem Weinberg, nach ſeinen Kirſchen und Melonen.

Ueber Alles giengen Ihm ſeine Studien. Darum geizte Er, als Kronprinz, auf nichts als auf ſeine Zeit, und ſäete unabläſſig in ſich ſelbſt, für die Zukunft. Er begriff auch nicht, ſo elegant Er ſonſt damals war, wie man von Moden und Weiberanzug und Weiberkram ſprechen, wie man mit ſolchen Kleinigkeiten ſo tief beſchäftigt, immer die Langeweile auf dem Nacken haben, und doch den Tod fürchten könne. Das gewöhnliche Hofleben und Prinzenleben ſchien Ihm kein Leben.

Münnichs Siege über die Türken machten Ihn unruhig und unbehaglich, auf dem weichen Polſter ſeiner Philoſophie. Mir deücht, in dieſer Unruhe lagen die allererſten bemerklichen Spuren, von Friedrichs künftiger Liebe für hohen Kriegesruhm. Aber Er zerknickte bald auch dieſe Spuren; und ſchrieb den 26 November 1737 an Suhm: „Ach Lieber, ſagen Sie mir nichts von

„Heldenanlagen, es ſey denn in Abſicht auf „Freündſchaft! Gehöret zu einem Helden ein „gutes Herz; gilt Treü, gilt Menſchlichkeit, eben „ſo viel als des Siegers und Eroberers wilde „Kriegeswuth; vertritt die kluge Auswahl von „Menſchen die ſich zu uns paſſen, jene erhabene „Geiſteskraft die groſſe Plans erfindet; iſt ein „guter Wille, iſt Sanftheit, beſſer als die raſt„loſe Geſchäftigkeit von Menſchen, die gebohren „ſcheinen die Welt unter ſich und über ſich zu „werfen: o dann, und allein nur unter ſolchen „Bedingungen, bin ich ein Held! Aber aus „Güte und Sanftheit wird ein guter Bürger, „und kein groſſer Mann; und darum bin ich auch „wahrlich nicht ſo eitel, um den geringſten An„ſpruch zu machen auf einen groſſen Namen! „Lieber, o viel lieber, bin ich ein treüer Freünd, „mitleidig für das Elend der Menſchen; lieber „bin ich Menſch, da man es doch bloß da„durch iſt, daß man andern Menſchen ſo viel

„Gutes

„Gutes thut, als man, in ſeiner Lage, kann „und vermag.“

So ſchrieb Friedrich der Groſſe, nur drey Jahre, bevor Er den Thron beſtieg. Aber die Berliner wußten nichts von ſeiner moraliſchen Gröſſe. Sie hörten, Er gebe in Reinsberg artige Feſte, Er liebe Mädchen und Muſik, Er habe einen ſchönen Fuß, Er tanze vortreflich: und nun verſprach ſich ganz Berlin, bey Friedrichs Regierungsantritt, nichts als goldene Tage, immerwährende Feſte, ewige Comödien, Opern und Redouten!

Ganz hatte Friedrich Wilhelm ſein Vater, dieſe Erwartungen nicht, als Er, auf ſeinem Sterbebette, zu der Königinn ſeiner Gemahlinn ſagte: Na, Sie wird ſich freüen, daß ich ſterbe! Izt wirds luſtig hergehen; aber denkt an mich, zulezt kommt doch Alles anderſt. — Ja wohl kam es anderſt! — Ein gebohrner Krieger war alſo doch Friedrich nicht;

nicht; aber Er ward der tapferſte und kühnſte Krieger, und der erſte Feldherr ſeines Jahrhunderts, weil Er es ſeyn wollte und mußte: alſo durch die Feſtigkeit und Allgewalt ſeines Willens.

Bey aller ſeiner Neigung zu einem gemächlichen Leben, entſagte Er auch den allergemeinſten Bequemlichkeiten und Bedürfniſſen deſſelben, denen niemand entſagt. Als König, hatte Er keinen Schlafrock, keine Nachtmütze, keine Pantoffeln; in ſeinem Bette ſchlief Er nie anders als mit dem Hut auf dem Kopfe.

Er klagte mir jämmerlich, indem Er ſah daß ich fror, über das kalte Clima von Deütſchland; und ſagte mir, Froſt und Näſſe ſey Ihm immer höchſt empfindlich geweſen. Aber Er zog ſich doch, ſeine lezte tödtliche Krankheit hauptſächlich dadurch zu, daß Er bey dem lezten groſſen Herbſtmanoeuver in Schleſien vom Jahre 1785, bey groſſer Kälte und unter dem anhaltendeſten und

entſez-

entſezlichſten Regen, viele Stunden hindurch, in ſeiner bloſſen Uniform, ohne Mantel oder Ueberrock vom früheſten Morgen an, vor der Spitze ſeiner Armee zu Pferde ſaß, und dann ſeine Mittagstafel, in ſeinen naſſen Kleidern, mit allen ſeinen Generalen und allen vornehmen Fremden von allen Nazionen, in einer offenen Scheune hielt.

Eine faſt übermenſchliche Kraft übte Friedrich der Groſſe in allen Dingen aus. Aber dieſe faſt übermenſchliche Kraft hatte dann freylich auch zur Folge, daß Er von ſeinen Miniſtern und Secretairen, Generalen, Soldaten, und Aerzten übermenſchliche Dinge verlangte.

Die Preüſſen verſtehen das Belagerungsweſen nicht: ſo hört man oft franzöſiſche und deütſche Officiere krähen! Friedrich hatte ſo gute Ingenieurs (*) und ſo gute Artilleriſten bey ſeiner Armee,

(*) Ein Franzoſe, der unglückliche Ingenieur-Oberſtlieutenant le Fevre, macht hier vielleicht eine

Armee, als irgend eine Nazion in der Welt. Aber immer wollte Er, daß Wunder geſchehen, und immer mit ſo wenigen Koſten als möglich. Immer ſtrich Er die Hälfte der Hülfsmittel weg, die man gewöhnlich zu einer Belagerung braucht und verlanget. Vor Prag hatte Er, im Jahre 1757, auf dreiſſig Meilen umher, keine einzige ſchwere Canone! In Ollmütz lagen, im Jahre 1758, zwey Drittel ſo viel Oeſterreicher, als Preüſſen

eine Ausnahme. Er commandirte die Belagerung von Schweidnitz im Jahre 1762 und verſuchte da ſeinen globe de compreſſion. Im Sommer 1771 baute Er eine Caſematte in Neiß; als man die Stützen herausnahm, fiel ſie ein, und ſchlug hundert und zwanzig bis hundert und dreiſſig Mann todt. Die Caſematte hatte zweyhundert tauſend Thaler gekoſtet. Le Fevre kam in Arreſt, und als der König in Schleſien eintraf, gab er ſich mit einem Tiſchmeſſer neün Stiche in den Bauch, und ſieben in die Bruſt. Der König ließ dieſen Ingenieur auf den Schindanger begraben.

Preüſſen vor Ollmütz; und an zwey Orten hatte die Stadt Communication mit der öſterreichiſchen Armee! Alles unternahm Friedrichs rieſenmäſſiger Geiſt, und es gelang Ihm, unzähliche male, mit halben und viertel Kräften. Ach wie würde Er ſich izt freüen, wenn Er wüßte, daß der Herzog von Braunſchweig in Holland, Batterien und Veſtungen ſogar, durch eine Handvoll Cüraſſiere wegnahm, und mit Canonen bewafnete Schiffe durch Huſaren!

Aber bey aller dieſer faſt übermenſchlichen Kraft, blieben die Privatneigungen des einſamen Weltweiſen von Sansſouci, doch immer ſanft. Wo Er nicht Held und König ſeyn mußte, war Er ſo gerne Menſch. In der Muſik, in der Mahlerey, in den Farben ſeiner Meublen ſogar, liebte Er das Milde, das Gefällige. Geſchmack für die groſſe wirkungsreiche Italieniſche Mahlerey, hatte Er bloß in ſeinem ſpätern Leben; aber Er hatte immer Ekel und Abſcheü vor dem

Schreck-

Schrecklichen in Gemählden que tant de Dames aiment à la folie: Er ſagte, cela eſt peint pour des Bourreaux!

Auf eine faſt unglaubliche Weiſe, war Er in ſeinem Privatleben des Mitleidens fähig. Mit allen Zeichen der gröſten Furcht und Angſt, ſah man Ihn einſt um Hülfe ſchreyen und ſeine Hände ringen, indem man unter ſeinen Fenſtern in Potsdam, allzuſchwach ſich beſtrebte, einem ins Waſſer gefallenen Mädchen zu helfen.

Aber ſolchen ſanften Gefühlen gab Friedrich von Brandenburg nicht Raum, da zwey Drittel von Europa gewafnet, und nichts Kleineres als gänzliche Vernichtung drohend, gegen den Einzigen aufſtanden. Die Ehre ſeines Hauſes, die Unſterblichkeit ſeines Namens, ſeine Rettung als Alles für Ihn verlohren ſchien, errang Er nicht durch Sanftheit und gute Worte. Ein ſchwer verwundeter Löwe reicht ſeinen Verfolgern nicht freündlich die Pfote!

Sophiſten können ſagen: que la bienfaiſance éclairée qui organiſe et vivifie les Empires, ne s'eſt point encore montrée ſur le trône pure et ſans mélange! Kalte und herzloſe Politiker können die vielen Millionen Thaler verachten, die Friedrich ſeit dem ſiebenjährigen Kriege ſeinen Unterthanen ausgetheilet hat; ſie können ſagen, Er habe hier dieß gegeben, um dann dort wieder deſto mehr zu nehmen. Aber ſo ſagen ſie auch eine groſſe Abſurdität: denn Friedrich, der Vater ſeines Volkes, warf unter unzähliche Arme, für ſo viele Verheerungen, Brandſchaden und Ueberſchwemmungen, wahrlich alle dieſe Millionen nicht aus, um nur etwa bloß ſeine Capitalien auf gute Zinſe auszulegen!

Dieß und Alles, was die Feder eines groſſen und geiſtvollen Miniſters, mit Gewicht und Würde der Nachwelt erzählet und auſſer allen Streit geſetzet hat; Alles was künftige Geſchichtſchreiber in unſterbliche Gemählde aufnehmen

werden; Alles was ein ſehr beredter und überall ins Groſſe ſehender franzöſiſcher Krieger (**) ſeiner eigenen Nazion eben ſo heldenmüthig ſagte, als Friedrich es that: dieß und Alles, rühret und erhebet die Seele nicht mehr, als nachfolgende zwey Anecdoten voll Edelmuth und Milde, die ich für unumſtößliche Beweiſe der ſanften Gemüthsart des Königs halte. Dieſe zwey Anecdoten hat uns in Potsdam, einer der Menſchen auf Erden, die ich am meiſten liebe und verehre, der Herr Obriſtlieutenant von Stamford, nunmehr Kammerherr des Prinzen Stadthalters, und würdiger Erzieher der zwey Prinzen von Oranien erzählet; und

(**) Ein groſſer Mann, der Brigadier Graf von Guibert (Mitglied des im October 1787 zu Verſailles errichteten Kriegsconſeils, und Verfaſſer des neüen in Frankreich als ein Meiſterſtück bewunderten Reglements für daſſelbe) in ſeinem auch der Aufmerkſamkeit künftiger Zeiten würdigen Eloge du Roi de Pruſſe. Londres (Paris) 1787.

und die, wenn ſie auch ſchon anderswo ſollten gedruckt ſeyn, ich doch gerne hier zu ſeinem Andenken aufhebe.

Eines Tages war der König alleine in ſeinem Zimmer, im kleinen Schloſſe zu Sansſouci. Ein Fenſter war offen, und vor dieſem Fenſter lag eine Chatouille, voll in Papier gerollter Dukaten. Der König ſah nicht, daß eben einer ſeiner Bedienten dichte vor dem Fenſter vorbeygieng, aber der Bediente ſah, daß der König abwerts blickte, oder ſchlummerte. Alſo nahm er geſchwind eine dieſer Rollen voll Dukaten mit. Bald hatte indeß der König wahrgenommen, daß Ihm eine dieſer Rollen mangelte. Alſo rief Er einen ſeiner Kammerhuſaren und ſprach: Mir mangelt eine dieſer Rollen mit Dukaten, und Ich will wiſſen, wer mir dieſe Dukaten geſtohlen hat? Der aüſſerſt erſchrockene Kammerhuſar verſicherte, er wiſſe hiervon nichts, Seine Majeſtät irren ſich vielleicht; es ſcheine ihm unmöglich, daß man dieſe

Dukaten, in Ihrer Gegenwart habe ſtehlen können! — Wenn du, verſezte der König, mir den Dieb nicht nennen kannſt, ſo bleibſt Du für den Diebſtahl verantwortlich! — Der arme, höchſt betroffene Kammerhuſar, ſtellt dem König vor, er könne für dasjenige nicht verantwortlich ſeyn, was in dem Zimmer des Königs vorgehe, wenn er nicht da ſey. — Ich bin nicht ungerecht, ſagte der König, aber Du ſollſt deine Kameraden kennen, und wiſſen, ob ein Spizbub unter ihnen iſt? Von dieſem Augenblicke an, ſpührte der Kammerhuſar, unter allen Bedienten des Königs, dem Diebe nach, und es gelang ihm den Dieb zu finden. Sogleich rief der König den Dieb herein, und ſagte zu ihm: Spizbube, du haſt Mir eine Rolle mit Dukaten geſtohlen, da haſt Du noch eine ſolche Rolle mit Dukaten: lauf, was du kannſt, im Augenblick, hier zu meiner Thür hinaus; lauf weit weg aus meinem Lande, und komm nie wieder hinein;

lauf,

lauf, lauf, lauf, ſonſt möchten ſie dich hängen!

Eben ſo milde und rührend, iſt die zweite Geſchichte, die uns Herr von Stamford erzählet hat. Ein Kammerhuſar des Königs, hatte Ihm, nach und nach, zwanzigtauſend Thaler geſtohlen. Er hatte von verſchiedenen in Berlin reſidirenden Abgeſandten fremder Mächte, Penſion genommen, damit er ihnen alles wiſſen laſſe was er ſehe und höre! Dieſe Treüloſigkeit erfuhr der König, ließ den Kammerhuſar kommen, verwies ihm ſein Verbrechen, und ſagte: Du biſt ein Spitzbube an Mir geworden, zur Strafe mache ich dich zum Tambour. Der König verlanget gleich einen Adjutanten, und befielt ihm, auf der Stelle dieſen Kerl als Tambour anzuſetzen. Der Kammerhuſar geht weg mit dem Adjutanten, geht, unter dem Vorwand daß er noch etwas auf ſeiner Stube hohlen wolle, nach ſeiner Stube, und tödtet ſich mit einem Piſtolenſchuß durch den Kopf. Der

Adjutant geht gleich wieder zu dem König, und macht hiervon Rapport. Der König wird sehr unruhig, und frägt den Adjutanten: ach, sagt es mir doch, habe ich diesen Menschen auch wohl zu hart behandelt?

Friedrich der Grosse verdiente, nach solchen Thatsachen, zehnfach den Namen des nordischen Salomons. Auch hat Vestris, der Operntänzer in Paris, nur drey grosse Männer in Europa anerkannt: den König in Preüssen, Voltaire, und sich! Aber Vestris war ein Narr, und der Satyr Voltaire ein Schurke; denn Voltaire hat gesagt: Er habe Friedrich dem Grossen den Ekelnamen (sobriquet) des nordischen Salomons gegeben, und er sey Ihm geblieben.

Eine eitele und infame Satyrsseele saugt Gift aus Allem, und kocht dann schaale Epigrammen aus diesem Gifte. Der Hündchen des Königs, will ich indessen doch erwähnen, weil seine zwar etwas übertriebene Liebe für diese liebenden und treüen

treuen Thiere, auch etwas Sanftes im Herzen beweiſet. So treu und liebend, wie ſeine Hündchen, zeigten ſich vielleicht dem König nicht immer alle Menſchen. Vielleicht hatte Er ſie darum auch ſo lieb. Immer ſah ich zwey dieſer Thierchen, kleine Italieniſche Windſpiele im Zimmer des Königs. Eins lag auf einem Stuhle von helleblauem Atlas, immer neben dem König; das andere lag, immer auf einem groſſen Canapee von ſolchem Atlas. Sie regten ſich nie, und gaben vor mir nie keinen Laut. Wenn der König zuweilen etwa nach der Mittagsmahlzeit, oder ſpäter, nach der Terraſſe vor ſeinen Fenſtern ſich bringen ließ, um da die Sonne zu genieſſen, ſo ward auch immer ein Stuhl für eines dieſer Windſpiele, neben ſeinen Lehnſtuhl auf die Terraſſe gebracht. Kein Fremder nahte ſich auch, um dieſe Zeit, der Terraſſe, denn die Hündchen fiengen gleich an zu bellen. Der König, der Ruhe und Einſamkeit über Alles liebte, konnte izt nicht mehr leiden,

daß ein Fremder, den Er nicht verlangte, ſich ſeiner ſtillen Wohnung nähere, und Ihn izt auch nur von ferne ſehe (*). Im Jahre 1785, als der König, zum lezten male, nach der ſchleſiſchen Revue reiste, war eines dieſer lieben Hündchen ſehr krank. Er befahl bey ſeiner Abreiſe, daß man Ihm jeden Tag eine Staffette nachſchicke, mit Nachricht von dem Befinden des Kranken.

Bey

(*) Unten an die Terraſſe von klein Sansſouci, durfte man deswegen auch ſchon lange nicht mehr kommen. In beſſern Zeiten gieng der König da oft alleine; und mochte auch ſchon damals nicht, daß man Ihn ſehe. Deswegen ließ Er, vor die Brücke wo man in den Garten zu dem Baſſin und an die Terraſſe von klein Sansſouci kommt, auf einer ſechs Fuß hohen Saüle von rothem egyptiſchem Porphyr, das Bruſtſtück des Herzogs von Alba ſetzen, ein ganz abſcheüliches Geſicht: damit, wie einſt der König im Scherze zu Luccheſini ſagte, Fremde, die Luſt haben in meinen Bezirk zu kommen, vor dem Geſichte des Herzogs von Alba erſchrecken, und gleich umkehren.

Bey des Königs Rückkunft aus Schleſien, war das Hündchen todt und begraben. Der König ließ es ausgraben, um es noch einmal zu ſehen, verſchloß ſich den ganzen Tag, ließ niemand vor ſich kommen, und weinte bitterlich. Von dieſer Geſchichte iſt mir ebenfalls Herr von Stamford, Gewährleiſter.

Wer dieſe Thränen misverſteht, dem möchte ich wünſchen: daß man Ihn, von ſeiner zärtlichen und vielleicht ſchwachen Seite, auch misverſtehe!

Güte des Herzens und alles was ſie mitbringet und wirket, iſt doch, geſteht es mir, unſere höchſte Seligkeit auf Erden. Witz und Laune, und jede höhere Geiſteskraft, geben einen höchſt unvollkommenen Genuß, wenn ſie nicht begleitet ſind mit Güte. Niemand fühlte dieß beſſer und ſchärfer als Friedrich der Groſſe. Eine erſtaunende Menge Züge von himmliſcher Herzensgüte, ſind in Berlin aufgehoben und gedruckt, ſind izt

allgemein bekannt, werden wiederhohlet von Mund zu Mund, werden unvergeßlich bleiben, in der Ewigkeit der Zeiten, und in dem Ruffe groſſer Dinge.

Aber wenn man die Unverſchämtheit hatte, mit ſchaalem Witze, Plattitüden und Wortſpielen dieſem König ſich zu nähern: denn war Er nicht immer gut und duldſam, dann fertigte Er auch zuweilen derbe ab, oder kehrte euch, wenn es ſeine Würde foderte, den Rücken.

Friedrich der Groſſe hat oft geſagt, man verfolget mit Plattitüden. Dieß widerfuhr Ihm, in ſeinen lezten Lebensjahren, inſonderheit und am meiſten, mit jungen Franzoſen. Allen Glauben überſtieg oft, wie mir der Graf Luccheſini verſichert hat, ihre Vermeſſenheit. Einen Abend erzählte der König an Luccheſini: Heüte ward mir ein franzöſiſcher Officier preſentirt. Ich fragte: de quel Regiment étes-vous? Er verſezte: Sire, du Regiment de Rouſſillon autrement nommé

Trouſ-

Trouſſecottillon! — — Votre Serviteur, antwortete Ich, gieng hinaus, und ließ den Narren ſtehen (*).

Kleine

(*) Solche Inſolenz glauben die Franzoſen mit ihrer Höflichkeit reimen zu können: denn zu beyden gehöret doch eigentlich nur franzöſiſche Aiſance.

Mit dieſer Aiſance ſagte einſt ein Franzoſe: le brave Comte de Saxe ſe lave ſi bien par ſa valeur de la honte d'etre né Allemand!! — Mit dieſer Aiſance ſchickte, im Jahre 1741, ein Monſieur Simon aus Paris, an König Friedrich den Zweiten einen Projet d'une Imprimerie à Berlin, worinn Er die Unverſchämtheit hatte zu ſagen: Er wolle ſich um Deütſchland das Verdienſt erwerben, in Berlin eine Buchdruckerey anzulegen!

Auf den Fittigen dieſer Aiſance verlangten drey bey Roßbach gefangene Franzöſiſche Officiere, die man aus Leipzig an meinen ſeligen Herzensfreünd, den berühmten Sulzer in Berlin, empfohlen hatte: er möchte ſie doch, nachdem ſie ſchon lange in Berlin geweſen waren, dem Kronprinzen von Preüſſen, Vater des izt-

regie-

Kleine Seelen, ganze Dienerſchaften kleiner Höfe, vom Reiſemarſchall bis zum Laufer und zum

regierenden Königs preſentiren. Sulzer hatte dieſen unglücklichen Officieren ſchon viele Höflichkeit erzeiget; und ſo unſchicklich Er auch dieſe ſpäte Preſentation fand, ſo wagte er es doch, von dem Kronprinzen ſich dieſe Gnade zu erbitten; denn Sulzer hatte die Ehre, Lehrer des iztregierenden Königs zu ſeyn, und daher auch gar ſehr oft das Glück, den ganz ausnehmend liebreich und gnädig für ihn geſinnten Kronprinzen zu ſehen und zu ſprechen. Ob nun gleich der Kronprinz aller Ihm in Leipzig preſentirten Helden von Roßbach herzlich müde geworden war, ſo erlaubte Er doch Sulzern auch dieſe drey noch zu bringen. Sulzer ſezte ſich alſo mit ihnen in eine Kutſche. Auf dem Wege fragte einer: comment appelle-t'on le Prince Royal de Pruſſe? Sulzer ſagte: Monſeigneur, und zwiſchendurch Votre Alteſſe Royale. Quoi, ſchryen alle drey Franzoſen zuſammen, jamais nous ne donnerons le titre de Monſeigneur à un Prince de Brandebour! Quoi, ſchrie Sulzer, mit zuſammengeballter Fauſt:

zum Piqueur, bücken und bücken ſich freylich, in einem fort, vor Sereniſſimo in den Staub, wenn dieß Sereniſſimo behagt und gefällt. Aber ſolche ſchaale Complimente verlangte Friedrich der Groſſe nicht. Er liebte in allem, Unbefangenheit, Offenheit, Raſchheit und Keckheit. Ehrlichkeit galt bey Ihm über Alles. Mancher Halbkopf oder Narr, mag zwar ſich auch dadurch haben verführen laſſen, und mag dann auch übel angekommen ſeyn, zumal durch witzige Einfälle: die doch überhaupt vor einem König nichts beweiſen, als Mangel von Sinn und Verſtand, nichts als die Dummheit oder Narrheit des Katheder-philoſophs, Schul-

Fauſt: vous donnés le titre de Monſeigneur à vos foutus Evéques de France, et vous ne le donneriés pas au Succeſſeur du plus grand Roi de l'Europe! Augenblicklich ließ dann auch der Philoſoph Sulzer den Kutſcher halten, und, anſtatt zum Kronprinzen zu fahren, ſchmiß Er, mit der gröſten Aiſance, die drey Helden von Roßbach zu ſeiner Kutſche heraus.

Schulmeiſters oder Gecks, der es für erlaubt hält, daß man ſich mit einem König meſſe!

Gut und nachſichtig war freylich Friedrich der Groſſe, oft auf eine beynahe übermenſchliche Weiſe; aber Er vergab ſeiner Würde nichts, auch nicht einmal in Sachen von Etikette.

Zwey Kammerherren des Pabſtes, zum Exempel, ließen ſich bey Ihm, durch den General von Lentulus eine Audienz ausbitten. Der König ließ ihnen die Zeit wiſſen. Aber mein Landsmann Lentulus hatte entweder den König misverſtanden, oder er wollte höflicher ſeyn als der König, und ſezte alſo hinzu: der König wolle, daß man die Kammerherren des Pabſtes in ſeiner Equipage abhohle. Königliche Equipage hatte nun freylich mancher, und hatte auch ſogar ich, zu meinem beſtändigen Gebrauche in Potsdam; aber dieſe Equipage beſtand in einer Kutſche aus dem königlichen Stall, die etwas ſchlechter ausſah als eine gewöhnliche Miethkutſche, und aus zwey königlichen

glichen Pferden, welche einſt mit mir und meiner Frau, eine halbe Stunde vor Potsdam, im Sande ſtecken blieben. Doch auch nicht in einer ſolchen Equipage, ſondern in gar keiner, ſollten nach der Meinung des Königs, die Kammerherren des Pabſtes abgeholet werden. Zum Unglücke verſtand aber der Bediente des Königs den General von Lentulus eben ſo unrecht, als Lentulus den König. Man nahm alſo einen der prächtigſten königlichen Leibwagen, beſpannte ihn mit ſechs ſtolzen Pferden, hohlte ſo die Kammerherren des Pabſtes ab, und fuhr, in dieſem Staate, vor das Schloß zu Potsdam! Der König war eben am Fenſter, und ſah die zwey Italiener triumphirend ankommen. Wer iſt das, fragte der König? Es ſind die zwey Kammerherren des Pabſtes. Der König ärgerte ſich entſezlich über dieſen dummen Vorfall, und befahl, den Augenblick ſolle man den Wagen wegfahren laſſen, und an deſſen ſtatt einen gemeinen Miethwagen mit zwey

Pferden

Pferden hohlen, und dieſen den zwey Kammerherren des Pabſtes vor das Schloß hinſtellen. Beym Weggehen von der Audienz des Königs, waren die zwey Kammerherren des Pabſtes wie verſteinert, als ſie — Santa Virgine — ſtatt der prächtigen Leibkutſche des Königs, da einen klaterigten Miethwagen ſahen!! — Sie erkundigten ſich, nach dieſer ihnen unerklärbaren Begebenheit, bey einem Bedienten des Königs? Dieſer ſagte ihnen: es ſey eine alte Etikette am Preüſſiſchen Hofe, daß Männer ihres Standes, in möglichſt prächtiger Equipage zur Audienz gefahren werden, und in einem Fiacre wieder zurück.

Von Friedrichs berühmten Sarcaſmen könnte ich viel erzählen. Ich würde diejenigen, die ich aus ſeinem Munde gehen hörte, alle erzählen, wenn ſie der König auf mich abgeſchoſſen hätte. Aber Er ſchoß ſie ab (und man weiß wie Er ſchieſſen konnte) auf Fürſten, auf Groſſe, und auf Gelehrte.

Fürſten und Groſſe können bisweilen, vielleicht, Sarcaſmen vertragen. Aber für Gelehrte, deren Exiſtenz ſo oft bloß von der Meinung abhängt die man von ihnen hat, wären Friedrichs Sarcaſmen tödtend. Duldſam und gütig, und oft ſehr groß-müthig, nahm Er indeſſen doch auch manche kecke, und manche gute Antwort auf. Nur konnte Er nicht leicht, einen witzigen Einfall verhalten; und ſeine Erzählungen, würzte Er, zumal bey Tafel, ſehr oft mit comiſcher Kraft und comiſchem Salze.

Bey Tafel kam einſt Friedrich der Groſſe, in Gegenwart eines Herrn der mit Ihm an der Tafel ſaß und von dem ich dieſe Geſchichte weiß, auf die groſſe Liebe, die vormals die mediciniſche Zunft zum äuſſerſten Nachtheil ihrer Kranken, für die eingeſchloſſene Luft in Krankenſtuben hatte; aber ich dürfte fürwahr, dieſe Geſchichte hier nicht erzählen, wenn ſie ſich nicht lateiniſch endigte. Kaiſer Leopold, ſagte der König, hatte ein ſtarkes Fieber; und weil man in jenen Zeiten für Fieber-

kranke nichts ſo gefährlich hielt wie Luft, ward ſein Zimmer hermetiſch verſchloſſen, und jedem Lichtſtrahl der Zugang verſperrt. Nun kam, an einem ſonſt ſehr ſchönen Morgen, der Kaiſerliche Leibarzt, auf deſſen dumme Verordnung dieß alles geſchah. Lange konnte er des Kaiſers Bette nicht finden. Endlich gelangs. Aber nun war der Herr Leibarzt in groſſer Noth, wie und wo er, den Arm des Kaiſers finden ſolle, um den Puls zu fühlen. Er betaſtete, ſehr bedächtlich, die Bettdecke, das Bett, und den Kaiſer: mit dem ſichs izt nicht ſprechen ließ, denn Er war ein ſehr gravitätiſcher Mann. Endlich gelang auch dieß; und der Herr Leibarzt glaubte: nun habe Er den Arm des Kaiſers! — Er zählte alſo, höchſt aufmerkſam und mit zuſammengekniffenem Geſichte, die Pulſe. Aber der Kaiſer, über dieſen unverſchämten Misgriff erſtaunt, brachte mit der höchſten Würde, den dummen Leibarzt aus ſeinem Irthum, indem Er pathetiſch, bedächtlich und

langſam

langſam zu dieſem Eſculap ſagte: hoc eſt membrum noſtrum imperiale ſacro-caeſareum!

So erzählte Friedrich der Groſſe oft an ſeiner Tafel, wenn Er bey recht guter Laune war. Aber einer der bitterſten Sarcaſmen, die Ihm je entgangen ſind, mußte der franzöſiſche Geſandte, Marquis de Valori (wenn ich mich im Namen nicht irre) in der Oper zu Berlin von Ihm hören. Alle Opernſänger waren ſchon auf dem Theater verſammelt, und eben wollte man den Vorhang aufziehen, als der Vorhang ſich anhakte, und nur ſo weit in die Höhe gieng, daß man die Beine der Sänger ſah. Monſieur de Valori, Monſieur de Valori, rief der König ganz laut, nach der Loge des franzöſiſchen Geſandten hinüber: ſehen Sie da, das Miniſterium von Frankreich, viele Beine, und kein Kopf!

Gelinde nahm aber dann auch der König manche naive und manche mehr und weniger gute Antwort, in ſeinen guten Zeiten auf,

und zuweilen machten Ihm dieſelben viel Vergnügen.

Eine Windmühle, die dem König ſehr misfiel, ſtand dichte über der Orangerie zu Sansſouci. Er ließ darum dem Beſitzer ſagen, Er verſpreche ihm ein ſehr beträchtliches Geſchenk an Gelde, und an einem andern Orte drey ſehr ſchöne Windmühlen, wenn es ihm beliebe dem König dieſe Mühle abzuſtehen. Trotzig und ſchnöde erwiederte der Windmüller: meine Windmühle hat mich und meine Kinder nun lange ernähret, und ich habe auch da eine ſchöne Ausſicht; alſo will ich auf meiner Windmühle leben und ſterben! Mit dieſer Antwort begnügte ſich der König, und der Müller behielt ſeine Mühle.

Einige Zeit nachher, gieng der König, mit einem ſeiner Günſtlinge, im Garten zu Sansſouci ſpaziren, ſah nach dieſer Windmühle, und ſagte: mich ärgert, daß dieſer Kerl mir ſeine ſcheußliche Windmühle nicht hat abſtehen wollen? Der

Günſt-

Günſtling wußte, in welchem Uebermaaß der König Vergoldungen liebte, und erdreiſtete ſich zu antworten: laſſen Eüer Majeſtät dieſe Windmühle vergülden! Der König erwiederte nichts auf dieſe Impertinenz.

Aber Er lachte herzlich, als Er einſt einem ſeiner Baumeiſter (einem Holländer) geſagt hatte, Herr, er iſt ein Eſel; und der Eſel ihm erwiederte: das muß ich ſeyn, um Alles zu tragen was mir Eüer Majeſtät aufladen!

Berlin hatte vormals in ſeinem groſſen Umfange, Wieſen und Felder, und wenn ich nicht irre, hatten damals ſogar die Beſitzer dieſer unbebauten Ländereyen, darauf noch die Jagdgerechtigkeit. Als daher der König zu dem franzöſiſchen Geſandten, Herrn de la Touche ſagte: wenn ich die Plane von Paris mit den Planen von Berlin vergleiche, ſo deücht mir, Berlin könnte wohl ſo groß ſeyn als Paris; antwortete der Geſandte ſehr treffend, und zur Beluſtigung

des Königs: Ja Sire, aber man erndtet nicht in Paris!

Einen vortreflichen Staatsminiſter hatte der König an dem Freyherrn von Münchhauſen. Ich habe das Glück gehabt dieſen ſeltenen Mann, in Berlin, oft in ſeinem Hauſe zu ſehen. Er hatte eine auſſerordentliche Gelehrſamkeit, einen durchdringenden Scharfſinn, der mir immer auch zumal durch ſein ganz Italieniſches und beynahe Jeſuitiſches Geſicht auffiel; eine bewährte Rechtſchaffenheit, und eine groſſe Kraft des Charakters, die zumal gegen den König ſehr oft Widerſtehungskraft ward; aber Münchhauſen blieb doch Miniſter bis an ſeinen Tod. Einſt glaubte der König, Münchhauſen verſchiebe, aus Hang zum Pietismus, die Vergebung der Abtey Kloſterbergen. Höchſt unbillig war dieſer Verdacht; denn Münchhauſen war ein Mann von aufgeklärter Frömmigkeit, alſo kein Schwärmer. Deſſen ungeachtet aüſſerte ihm einmal der König bey Tafel ſeinen

Ver-

Verdacht. Nachdem Er dieſen braven Miniſter lange und mannigfaltig mit Spottreden gequälet, die Ihm aber Münchhauſen auch alle dürr und lakoniſch beantwortete, ſagte endlich der König: Herr von Münchhauſen, Sie ſind wohl gar ein Herrnhuter? Nein Ihro Majeſtät, erwiederte der aufs Äüſſerſte beleidigte und aufgebrachte Miniſter; aber ich bin ein Cavalier?

Weltberühmt iſt die ſarcaſtiſche Antwort des Engliſchen Geſandten im ſiebenjährigen Kriege Herrn Mitchel, auf die Frage des Königs: iſt der liebe Gott auch euer Allirter? — Aber vielleicht weiß nicht jedermann, daß, deſſen ungeachtet, der König kaum jemals einen Menſchen mehr geliebet hat, als dieſen Herrn Mitchel: und daß Er auch ebenſo von Mitchel, einem äuſſerſt trefflichen Manne, geliebet ward. Mitchel, ein Herzensfreünd meines Freündes des ſeligen Sulzers, war aber nicht ein Schweitzer, wie man mir einſt in der Schweitz hat behaupten wollen,

ſondern ein Schottländer von Geburt. Er begleitete während des ſiebenjährigen Krieges, den König durch alle Gefahren. So ſehr gerne hatte ihn der König bey ſich, daß Er oft viele Wochen nacheinander, wie zum Exempel in Freyberg, mit niemand aß, als mit Mitchel. Kurz vor der ſiegreichen und ſo ſehr zur guten Stunde gelieferten Schlacht bey Liegniß, war der König, wie man weiß, in der alleraüſſerſten Gefahr. Drey Armeen von Oeſterreichern und Ruſſen, ſtanden dichte vor Ihm. Alle Menſchen glaubten, nun ſey das Ende der ſchrecklichen Tragödie da, die halb Europa mit Friedrich dem Groſſen ſpielte, und das man izt ſo gierig erwartete. Ich weiß es aus dem Munde von Sulzer, und aus dem Munde des Herrn von Cat, der damals, als Lecteur des Königs, beſtändigen und freyen Zutritt in das Zelt des Königs hatte, daß Friedrich ſchon darauf dachte ſeine Canonen vernageln zu laſſen, und daß Er Mitcheln dringend wie Cato ſeine Freunde

zu

zu Utica bat, ſich von Ihm zu entfernen! — Mitchel, der freylich auch glaubte Alles ſey verlohren, verbrannte alle ſeine Papiere; aber, wie recht war, Er verließ einen ſolchen König nicht.

Eines Korporals höchſt ſublime und höchſt rührende Antwort, die tauſendmal nachgedruckt und zehntauſendmal wieder erzählet zu werden verdient, borge ich aus denen in Berlin gedruckten, und, wie man für gewiß verſichert, daſelbſt von einer ſchönen Dame geſammelten Anecdoten und Charakterzügen aus dem Leben des Königs, um ſie hieher zu ſtellen. Der König erfuhr, daß ein Korporal von ſeinem Leibregimente, ein junger, ſchöner und ſonſt braver Mann, aus Hange groß zu thun, eine Uhrkette trage, und an dieſer Kette hänge, ſtatt einer Uhr, eine Bleykugel. Er wollte dieß ſelbſt ſehen, und gleich ward etwas verabredet, wodurch der Korporal dem Könige aufſtoßen mußte. Apropos Korporal! rief ihm der König zu, Ihr müßt doch ein braver Kerl ſeyn,

daß ihr euch von eurem Solde eine Uhr erſpart habt?

Korporal. Brav ſchmeichle ich mir zwar zu ſeyn, aber die Uhr hat nicht viel zu bedeuten.

König. (die goldene mit Brillanten beſezte Uhr herausziehend) Meine Uhr zeigt fünf; wie viel die Eürige?

Korporal. (Mit Zittern ſeine Bleykugel am Uhrbande herausziehend) Ihro Majeſtät! Die meinige zeigt mir weder fünf noch ſechs; aber doch zeigt ſie mir klar den Tod, den ich für Eüer Majeſtät einſt ſterben werde.

König. Damit Ihr auch täglich eine von den Stunden ſehen möget, in der Ihr für mich ſterben werdet, ſo nehmt dieſe Uhr.

Kein gekröntes Haupt mit einer ſchönen Seele, würde nicht gerne für ein ſolches Wort, eine goldene mit Brillanten beſezte Uhr hingeben; und doch muß vor allzugroſſer Neigung zum Wohlthun und übermäſſiger Herzensgüte, niemand in

der

der Welt ſich mehr hüten als gekrönte Haupter. Menſchenunvernunft geht nirgends ſo weit als im Bitten. So ſtockdumm iſt vielleicht der Menſch in keinem Falle, als in der Unbeſchränktheit und Unermeßlichkeit ſeiner Bitten, Foderungen, Anmaſſungen, Zudringlichkeiten und Wünſche, wenn Er einmal weiß oder wähnt: daß Kaiſerinnen und Kaiſer, Königinnen und Könige, gerne geben und gerne wohlthun. Fürchterlich, und weder zu bedeuten, noch abzuſchrecken, noch zu bezähmen, iſt, zumal in Deutſchland, dieſe alle Schranken zu Boden tretende und alle Hinderniſſe überflügelnde Dummheit: wie ich, leider, aus häufiger Erfahrung weiß.

Aber Güte des Herzens iſt auf dem Throne, dennoch eine anbetungswürdige Eigenſchaft, ſo jämmerlich man ſie auch misbraucht, und ſo leicht man ſie auch vergißt, wenn ſich der königliche Wohlthäter dem Grabe nähert. Es iſt darum, wie mir deucht, ein Grundſatz und eine beſtändige

Ver-

Verhaltungsregel bey Friedrich dem Groſſen geweſen, den Menſchen nie ganz, und bey weitem nicht immer merken zu laſſen, wie gut Er war. Oft verſchloß Er, viele Jahre, in ſeinem Herzen, die beſte Abſicht einem Manne von Verdienſt zu helfen, ihn zu heben und ihn zu belohnen, und half ihm nicht und hub ihn nicht; aber dann kam Er auch unverſehens, und that oft mehr als man erwarten kounte und durfte. Sodann wußte Er auch gar zu wohl, wie viel mehr, oft ein Monarch durch Furcht gewinnt, als durch Liebe. Er ſah zu tief in die menſchliche Natur, um nicht zu wiſſen, daß die äuſſerſte Anſtrengung, der höchſte Dienſteifer, den Er in allen Dingen verlangte, durch Liebe, auf die man in keinem Fall bey allen Menſchen zählen kann, nicht ſo hervorgebracht wird, wie durch Furcht die jeder Menſch hat, unter einem ſolchen Gewaltsauge. Ein Miniſter, der Ihm viele Jahre gedienet hatte, geſtand oft, daß der König, mit dem er unzählige male über

Geſchäf-

Geſchäfte geſprochen, nie einen ungnädigen oder unhöflichen Blick auf ihn warf, und doch habe er jedesmal gedacht, wenn ſich die Thür Friedrichs des Groſſen vor ihm öfnete: heüte komme ich vielleicht um Ehre, Amt, und alles menſchliche Glück. Aber das ſchlimmſte, fürchterlichſte und bitterſte was doch alle Miniſter Friedrichs, in jeder Stunde, von Ihm zu befürchten hatten, war die Frage: croyés-vous que j'ay beſoin de vos yeux pour voir?

Friedrich der Groſſe war viele Jahre hindurch der Freünd von manchem Menſchen, der ſich vielleicht ſeines Todes freüte. Für Menſchenbeobachter in Monarchieen iſt kein Zeitpunkt ſo merkwürdig, wie derjenige, da der Abend der einen Sonne kommt, und da der Glanz der andern dem Horizont ſich nähert. Leüte aus den höhern Ständen, die Friedrich dem Groſſen Alles zu verdanken hatten, ſah man in Berlin blaß um die Naſe werden, wenn ſie nur etwa hörten: der

König

König habe gut geſchlafen; oder wenn ſie vollends befürchteten, die Motten möchten in ihre längſt gekauften Trauerkleider kommen! — Viele Dinge dieſer Art, empörten mir Kopf und Herz, weil ich doch in Potsdam einige Beyſpiele von der Möglichkeit des edelſten Benehmens in dieſer äuſſerſt delikaten Lage ſah; und weil ich feſt glaube, wenn eine vernünftige und redliche Seele ſich der aufgehenden Sonne gefällig machen wolle, wenn ſie hoffen darf ſich Achtung bey einem Thronfolger zu erwerben, ſo ſey dieß das untrüglichſte Mittel: daß ſie mit allen ihren Kräften und Neigungen, mit aller ihrer Redlichkeit und aller ihrer Treü ſich dem Monarchen hingebe und aufopfere, der nun einmal noch auf dem Throne ſizt.

Aber durch ganz Eüropa, kommen die Köpfe der Hofleüte, bey ſolchen Veranlaſſungen, mehrentheils in Verwirrung. Die beſtändige Furcht in dem einen Falle entweder aus dem Sattel geworfen zu werden, oder in dem andern gar nicht

in

in den Sattel zu kommen, macht ſolche Menſchen doppelzüngig, und oft zu wahren Verräthern. Sie verdränget in Köpfen und Herzen, die nicht ſo groß und ſo gut ſind als ihr Adel, alle Rechtſchaffenheit und alle wahre Gröſſe der Seele, alle Feſtigkeit in Denkart und Geſinnungen. Hofluft iſt immer ein wenig peſtilenzialiſch; da werden die ſtärkſten Köpfe ſchlaff und ſchwach; da ſchwindet oft der edelſte Hochſinn und jede anderswo geprüfte Kraft; da verwandelt ſich kriegeriſcher Muth in politiſche Weichheit, die gröſte Entſchloſſenheit in weibiſche Zweifel; da wird die Mannheit entmannt; da ſpricht der verworfenſte Böſewicht von Redlichkeit, von Treu, von Ehre; da lügt jeder Tropf, jeder Wurm und jede Gans, Gefühle die ſie nicht haben, weil ſolche Familien keines haben als für ihr Intereſſe.

Solche Höflingsſeelen, ſolche Ames eunuques handeln indeſſen doch immer kleinlich und furchtſam, und wenden und drehen ſich doch immer

nach

nach dem Auge das über Alle wachet. An den kleinſten Höfen Deütſchlands ſogar, wo man doch nur wenig zu gewinnen und wenig zu verlieren hat, iſt heüte der Höfling ein Atheiſt, und glaubt morgen an Jeſus Chriſtus, an Lavater, und den Teüfel. Dieß iſt ihm Alles einerley: denn Er glaubt und ſpricht nie anders wie Seine Durchlaucht! — Solcher Hofgeiſt wird aber doch oft durch kriegeriſchen Geiſt verdränget und in ſeine finſtere Höhle zurückgeſcheücht, zumal an groſſen Höfen, wo immer groſſe Dinge zu denken und zu thun ſind. Es iſt doch ein himmelweiter und zermalmender Unterſchied, zwiſchen einem alten Officier von ſpartaniſchem Muthe der eben ſo viele Erfahrungsweisheit in der Kriegskunſt hat, als Keckheit Offenheit Redlichkeit Rechtſchaffenheit und Treü in ſeinem ganzen Betragen: und einem ſchleichenden, heüchleriſchen, ſüßlichten, ränkevollen Hofwurm, hinter deſſen glatter und glänzender Auſſenſeite nichts ſtecket als Argliſt und

Trug,

Trug, Niedrigkeit und Schande, Feigheit und Schwäche. Furchtbar iſt darum auch für den glücklichſten Schurken, ein Monarch, der groß, gut, treü, und weiſe denket, thätig und arbeitſam iſt, ſein Volk liebet, ſeine Armee ehret, und nur gute und groſſe Menſchen um ſich her zu haben verdient. Böſe Handlungen werden unter ſeinen helleſehenden Augen, auch von dem feinſten Betrüger, nur mit Zittern begangen; und weit weniger wird da der Höfling, irgend einer Art von Verdienſt den Weg verrammeln, oder irgend einen dem Monarchen einmal bekannten groſſen Kopf aus ſeiner Atmoſphäre wegbeiſſen.

Aber man ſchlieſſe, um Gottes willen nicht, von den unedeln Gefühlen und der ſo ganz urſprünglich und von jeher unedeln Art und Natur einiger Hofleüte, auf die Gefühle einer ganzen Nazion. Das brandenburgiſche und preüſſiſche Volk bewies von jeher ſeine Liebe und ſeine Be-

wunderung für ſeinen groſſen Friedrich, auch wenn es unter Laſten ſeufzte, die der Vater und Vertheidiger eines Staates nie ganz wegnehmen kann. Als die Nachricht erſcholl, Friedrich ſey nicht mehr — verſchwand unter dem Gewichte der allgemeinen Traurigkeit das Gefühl von allen kleinen Beſchwerden, unter welchen zuweilen die Liebe der Unterthanen Friedrichs erkaltete. Jeder vergaß izt ſich ſelbſt, und überließ ſich ganz dem Strome des öffentlichen und allgemeinen Trübſinns. So ſehr als das ganze brandenburgiſche Volk den neuen König liebte, wünſchte, und einſtimmig verlangte; ſo ſehr es auch izt fühlet und ſieht, wie liebreich und edelmüthig Friedrich Wilhelm der Zweite ſeinen Scepter führet, und wie ſchonend, wie weiſe, wie groß und gewaltig, Er neuerlich für die Ehre und Rechte des Hauſes von Oranien und ſeiner groſſen Schweſter, das Schwerd ergriff: ſo ſah man doch bey Friedrichs

Leichen-

Leichenzuge in Potsdam, wie unmöglich es iſt, einen recht groſſen Mann zu vergeſſen.

Bis an ſeinen Tod blieb Friedrich der Groſſe, wie jede groſſe Seele auf dem Throne, immer feſt und in ſich ſelbſt gewurzelt, immer ſich ſelbſt gleich an Gröſſe und Güte.

Darum blieb Er auch da ſich gleich, wo Er unrecht hatte. Ehrwürdige Theologen fragten mich gar ſehr oft, ob denn doch der König, auf ſeinem Krankenlager, nicht endlich in den Schooß der Kirche getreten ſey; ob Er mir niemals, irgend eine Abänderung, oder einen Zweifel, in Abſicht auf ſeine Religionsgrundſätze geaüſſert; ob Er ſeinem Unglauben getreü geblieben ſey, bis in den Tod? — Es hat mir leyd gethan, daß ich allen dieſen ehrwürdigen Männern, antworten mußte: der König habe gar nicht an die Unſterblichkeit der Seele geglaubt, habe an die chriſtliche Religion, noch ganz kurz vor ſeinem Tode, eben ſo

geglaubt, wie von jeher an Aerzte und Arzneykunſt!

Aber am Laufzaum hat der König die Berliner nur in Abſicht auf freyen Unterſuchungsgeiſt geführet, und niemals in Abſicht auf Unglauben und Unſittlichkeit. Eine höchſt verehrungswerthe, und dann auch zuweilen bis zum äuſſerſten Uebermuth getriebene philoſophiſche Freyheit im Denken, herrſchte ſeit 1740 an den Ufern der Spree. Der König wollte daß man denke; aber Er verbot ſich ſelbſt alle Herrſchaft in Dingen, wo ein edler Menſch keinen Zaum leidet. Er predigte Freyheit; und alles artete in Ungebundenheit aus, bey Hofleuten, Groſſen und Bürgern, in Denkart, in Sitten, und im Glauben — deſſen ſich Friedrich der Groſſe nie bemächtigen wollte. Unchriſtenthum ward Mode und Deismus guter Ton. Eine beſcheidene Freyheit wollte der König; die Aufklärer des Glaubens und der Sitten, trieben

Alles

Alles bis zur zügelloſeſten Frechheit. Aufklärung ward in Berlin, was neüerlich Patriotiſmus in Holland. Die aufgeklärten Männer ſträubten ſich gegen allen Geiſteszwang, die aufgeklärten Weiber gegen allen Zwang ihrer Herzen. Unter den Augen ihrer Gattinnen, ließen ſich jene am hellen Morgen ein paar Freüdenmädchen ins Haus hohlen: eben ſo unbefangen, wie ſich der Pöbel eine Bouteille Wein, oder für einen Groſchen Schnupftaback hohlet. Die Weiber krönten dann ihre Männer, nicht etwa nur aus Luſt und Liebe zur Sache, ſondern aus lauter Freüde und Enthuſiaſmus über das Licht der allgemeinen berliniſchen Aufklärung. Viele ſonſt übrigens ſehr ehrbare und ſehr gutherzige Damen, machten ihre Männer zu Hahnreyen, weil ſie Deiſtinnen (**)

(**) In Paris giengen vormals, aus gleichen Beweggründen, die Damen von groſſer Aufklärung

das iſt, Damen von groſſer Aufklärung waren. Eheſcheidungen und Weibertauſch, wurden eben ſo

rung doch etwas weiter als in Berlin. Vor etwa dreiſſig Jahren, als es in Paris auf eine Weile zum guten Ton gehörte, unter der Herrſchaft einer Sekte ſogenannter Aufklärer zu leben, war nicht etwa nur Deiſmus, ſondern Atheiſterey unter den Damen in Paris Mode. Manche kam dadurch in groſſes Anſehen, und erhielt viel Lob in manchem Buche. Durch den Tod einer derſelben verfiel ſogar die franzöſiſche Litteratur in einen Zuſtand von Nacktheit, denn mehr als zweyhundert Pariſer Gelehrte erhielten jährlich von dieſer Dame, zum Beweiſe ihrer Aufklärung, jeder ein Paar ſchwarze ſammtne Hoſen! Sie that aber auch mehr als das; denn ſie bewies ihre groſſe Aufklärung durch ihre Soupees; und gab jede Woche eins den Künſten, eins dem Witze, und eins für Atheiſten! Jene Pariſiſchen Aufklärer waren damals äuſſerſt darauf erpicht, ihre Sekte zu vergröſſern. Sie machten Jagd, nicht etwa nur auf Weiber, ſondern auf jeden jungen Menſchen von Talenten,

ſo gewöhnlich in Berlin, als in den verdorbenſten Zeiten des alten Roms. Die aufgeklärteſten Weltleüte erlaubten ſich zuweilen nackte Tänze.

ten, der aus den entfernteſten Provinzen Frankreichs nach Paris kam, und flugs lag ihnen auch jeder in der Falle. Leiſe, ſittſam und voll Anſtand, waren übrigens dieſe Aufklärer beynahe in ihrem ganzen Betragen. Sie predigten nichts mit Wuth, als die Toleranz. Aber ärger wie ſie, machten es doch, wie gewöhnlich, die Pariſer Damen, weil die Atheiſterey ſich gar zu gut zu ihren Sitten paßte. Eine ſehr verbuhlte Dame, aus der Familie der in Deütſchland nur zu beliebten Frau von Warens, ſagte daher einſt zu einem Schweitzer von meiner Bekanntſchaft, einem jungen und ſehr ſchönen Officier: es iſt kein Gott! — Madame, erwiederte dieſer: Sie haben zwey oder drey Liebhaber, aber daraus flieſſet noch nicht, es ſey kein Gott; denn haben Sie auch wechſelsweiſe, immer einen von dieſen Herren bey ſich im Bette, ſo beweiſet das, wenigſtens mir nichts, gegen das Daſeyn Gottes!

Koſtbare, unerhörte, und vielleicht anderswo beneidete Anſtalten zum Unzuchttreiben, errichtete man für alte, fette und wohlgenährte Damen von groſſer Aufklärung. Berliniſche Prediger (die erſten und vorzüglichſten Prediger von Europa) wurden auf Weinſchenken ausgelacht, weil ſie noch in der Dämmerung lebten, das iſt, weil ſie noch an die Religion Jeſu glaubten. Auf Dorfkanzeln ſogar, krähte man den Deiſmus aus. Da traten junge geiſtliche Herren auf, mit den Broſamen die ſie als Hauslehrer von ihres gnädigen Herrn Tiſche in Berlin aufgefangen. Sie verlachten das Conſiſtorium, ſchmiſſen mit Mantel und Kragen allen Prieſtertand weg, und predigten im Zopfe: freylich nicht wie Kapuziner, aber ſo ungefähr doch, den Zopf mitgerechnet, wie deiſtiſche Korporale! So wurden die Städte und allmählig auch das Land aufgeklaret. Aber nirgends gieng die Aufklärung, vermuthlich aus Hofnung

zum

zum Avancement, ſo weit wie in Potsdam. Da waren die deiſtiſchen Grundſätze ſo allgemein, und die Aufklärung (*) ſo groß, daß, in Potsdam

 allein,

(*) Auſſer dieſer ſchon alten berliniſchen und potsdamiſchen Aufklärung, giebt es anizt überall in Deütſchland, noch viele andere, nagelneüe Arten von Aufklärerey und von Aufklärern. So gefährlich als jene, ſind nun freylich dieſe Aufklärer nicht, aber lächerlich ſind ſie beynahe Alle. Darum, vergeht mir ſo oft der Reſpect für das Wort, bey der gröſten Achtung für die Sache.

Kleine Philoſophen giebt es, zum Exempel, nach gerade in mancher kleinen deütſchen Stadt, die faſt nichts als unſere Journale und Zeitungen leſen, und dann doch ihr Lichtlein herumtragen in alle Geſellſchaften, und mit klein und ewig gerümpfter Naſe, und prutziger Stellung ihrer Füſſe, immer von Aufklärung ſprechen; und dann immer über ihre kleinen Achſeln ſchnippiſch und ſchnöde und mit höhnender Dreiſtigkeit auf alle Menſchen hinabſehen, die noch

allein, wie mir Officiere aus der Suite des Königs verſichert haben, in den lezten zehn Jahren dreyhundert Menſchen ſich ſelbſt ermordeten.

Dieſen

noch in der Dämmerung leben: das iſt, die noch vollends ſo weit zurück ſind, daß ſie das Illuminatenweſen verlachen!

Solcher kleiner Hochſinn, gründet ſich, zum Exempel in Niederſachſen, immer auf Mode oder alles was da Mode zu werden beginnt. Keiner von unſern halbgebildeten jungen Herren, will das ſeyn wozu ihn die Natur oder ſein Amt gemacht hat, ſondern immer nur das, wozu ihn die Mode verleitet. Als Kunſtkennerey unter uns Mode geweſen iſt, waren alle unſere jungen Herren nach der Mode, wenn ſie auch kein einziges Kunſtwerk in ihrem Leben geſehen hatten, Kunſtkenner. Als Empfindſamkeit unter uns Mode geweſen iſt, würzten alle unſere jungen Herren mit eiskalten Herzen, alle ihre Reden mit dem haut goût der Empfindſamkeit. Als Freymaürerey und dreyfache Dreyeinigkeit unter uns Mode geweſen iſt, wurden ſie alle Freymaürer;

Dieſen berliniſchen und potsdamiſchen Unfug, muß man dem König nicht zurechnen: denn was ſeine Unterthanen durchaus wollten, und Er nicht ändern konnte, das ließ Er gehen. Als daher einſt die Prediger in ſeinem Fürſtenthum Neufchatel, ſich wegen der Ewigkeit der Höllenſtrafen in den Haaren lagen, und die meiſten von dieſen ehrwürdigen Herren für die Ewigkeit dieſer Strafen ſtimmten, auch bey dem König ſchon für die zeitliche Strafe der an die Barmherzigkeit Gottes glaubenden Ketzer ſupplicirten; erwiederte König Friedrich: Ich habe nichts dagegen wenn ſich meine Unterthanen von Neufchatel wollen ewig verdammen laſſen! Und ſo dachte

maürer; und izt, da Aufklärerey (das iſt, verbeſſert ſeynſollende Freymaürerey, oder das Illuminatenweſen) endlich auch in Niederſachſen zu graſſiren aufängt, ſind alle unſere Knaben — Aufklärer!

dachte wahrſcheinlich Friedrich auch, über die berliniſche Aufklärung.

Aber König Friedrich Wilhelm der Zweite mußte kommen, um den Aufklärern Berlins zu ſagen: bis hieher, und nicht weiter. — Noch freundlicher als einſt Kaiſer Julian an die Antiochener, ſchrieb dieſer aufgeklärtere und weiſere Monarch an den Preſidenten von Seidlitz in Breslau: „Auch Ich haſſe allen Gewiſſens„zwang, und laſſe einen jeden bey ſeiner Ueber„zeügung. Das aber werde Ich nie leiden, daß „man in meinem Lande die Religion Jeſu unter„grabe, dem Volk die Bibel verächtlich mache, „und das Panier des Unglaubens, des Deiſmus „und Naturaliſmus öffentlich aufpflanze.“ Höchſt verehrungswürdige Geſinnungen, und lichtvolle Grundſätze der einzigen wahren und einzigen vernünftigen Religion, bezeügte und beſchwur, öffentlich in Berlin vor Gottes Altar, Friedrich Wilhelms

helms des Zweiten geiſtvoller Sohn und muthiger Thronerbe.

Zu Friedrichs des Groſſen Zeiten hatte dieß Alles keine Regel, keine Vorſchrift, keine Grenzen und keine Schranken: denn man weiß, wie Er über Religion dachte. Mehr als einmal äuſſerte Er mir, die Grundſätze, die überall von Ihm aus den Werken des Weltweiſen von Sansſouci bekannt ſind. Etwas anderes erwartete ich auch nicht. Aber ſeit der Bekanntmachung dieſer Werke, hatten ſich ſeine philoſophiſchen Religionsgrundſätze verſchlimmert; denn Lucchesini hat den König vom Atheiſmus zum Deiſmus zurückgebracht, und das war Alles was ein Menſch auf Erden konnte und vermochte. Sehr unerwartet war mir deshalb, daß, einige Zeit hindurch, bevor ich nach Potsdam kam und während der Zeit da ich in Potsdam war, der König mehr als ſonſt ſeit vielen Jahren von Sachen des Deiſmus ſprach.

Gewöhn-

Gewöhnlich gab Er zwar vieles nicht zu, das doch ein Deiſt zugiebt; und nun wiederhohlte Er ſehr oft ſeine alten Meinungen, und ſchien doch bisweilen ziemlich ernſthaft wiſſen zu wollen, ob man auch etwa vielleicht die Sache nicht anders nehme? — Inſoweit könnte man denken, der König habe in ſeinen lezten Tagen über dieſe Punkte doch etwas geſchwanket. Aber ganz zuverläſſig weiß ich doch, daß Er zwar alle Einwürfe, die man Ihm machte, geduldig anhörte, aber doch am Ende von ſeinen felſenfeſten Meinungen, Geſinnungen und Entſchlüſſen ſich nichts abdingen ließ. Etwas das nur wenige Menſchen wiſſen, will ich hier nur mit einem einzigen Worte berühren: die Unſterblichkeit der Seele, und die chriſtliche Religion glaubte Friedrich der Groſſe zuverläſſig nicht; aber vielleicht war Er, hie und da, ein wenig aberglaübiſch.

Äüſſerſt nachſichtig und tolerant blieb der König in ſeinen lezten Tagen gegen Leüte, die nicht

nur

nur etwa über Religion anders dachten als Er, und Ihm dieß ſagten; ſondern duldſam und gütig war Er auch in Abſicht auf wütende oder gar wahnſinnige Chriſten. Noch in ſeinen lezten Tagen, gab Er ein groſſes Beyſpiel von Duldſamkeit in Abſicht auf einen Menſchen, der es verſuchte Ihn mit Gewalt in ſeine Kirche herein zu reiſſen. Eben in der Zeit als ich die Ehre hatte bey dem König zu ſeyn, fand ſich einſt des Morgens frühe unter den Briefen, die eben eingekommen waren, und die der König ſeinen geheimen Kabinetsräthen übergab, einer, der dieſen Herren ſo comiſch auffiel, daß ſie ihn dem König mit Haut und Haar überreichten. Er war nicht unterſchrieben; und hätte ſich aber auch der Schreiber des Briefes genannt, ſo hätte der König höchſtens ihm etwa durch einen gutmüthigen Scherz geantwortet. Der Mann ſchrieb ungefehr wie Obereit, aber doch mit weit mehr Milde. Er

ſtellte

ſtellte Seiner Majeſtät dem König allerunterthänigſt, aus wahrer Liebe, und innigem Gewiſſensdrange vor: welcher Unchriſt Er geweſen ſey, ſein ganzes Leben lang. Noch ſey es Zeit, daß Er ſich beſſere und bekehre. Aber — da Er ſchon einen Fuß ganz im Grabe habe, und den andern halb; ſo ſey die höchſte Eile nöthig, wenn Seine Majeſtät nicht dahin fahren wollen wo ewiges Heülen und Zähnklappen ſey, und wenn Sie nicht wollen in der Hölle gebraten werden in alle endloſe Ewigkeit! — Am Abend dieſes Tages ſchenkte der König dem Grafen Lucchesini dieſen Brief, und ſagte: Voyés comme on a ſoin de mon ame (**)!

Le

(**) Ich war in einer groſſen Geſellſchaft von Hofleüten und Officieren, des Abends im Hauſe des Grafen Lucchesini, als der Graf von Sansſouci kam, und uns allen dieſen Brief zeigte. Er ward von einem Officier laut der ganzen Geſell-

Le verre à la main ſagte Friedrich der Groſſe bey Tafel, über den Tod oft luſtige Sachen.

Aber

Geſellſchaft vorgeleſen, und wir lachten alle herzlich. Die Damen, die Hofleüte, und die Officiere, waren alle einſtimmig, daß ein Prediger dieſen Brief geſchrieben habe! — Es iſt unmöglich, ſagte ich, daß ſich in allen preüſſiſchen Staaten ein Prediger finde, der einen ſolchen Brief ſchreiben könne; ein Stocknarr hat ihn geſchrieben. Als ich hierauf, am nächſten Morgen, nach Sansſouci kam, erzählte ich Herrn Schöning dem Kammerhuſar, dieſe Geſchichte, und fragte ihn: ob Er ſich nichts zu erinnern wiſſe, woraus ſich etwa der Verfaſſer dieſes Briefes errathen ließe? Herr Schöning beſann ſich, daß etwa vor vier Wochen ein wahnwitziger Prediger, von der aüſſerſten Grenze von Preüſſen, zu Fuß, nach Sansſouci gekommen ſey; und durchaus verlanget habe den König, wegen einer Angelegenheit von der höchſten Importanz, zu ſprechen! — Herr Schöning, der alle Zeichen des Wahnwitzes an dieſem armen Manne bemerkte, und dabey wußte, wie ſcheü der König vor ſolchen Leüten

Aber ſeine Briefe an d'Alembert, aus den Zeiten da dieſer Weltweiſe fühlte daß er dem Tode nahe war, enthalten ſublime Troſtgründe, voll der edelſten ſtoiſchen Philoſophie, gegen die Todesfurcht.

Mein Freünd Luccheſini fragte mich indeſſen in Potsdam: wie man auch allenfalls den König gegen die Abneigung für den Tod tröſten müßte, da doch von allen Troſtgründen deſſen, der an Unſterblichkeit der Seele glaubt, keiner bey Ihm gelte? — Tröſten Sie Ihn, ſagte ich, mit der Unſterblichkeit ſeines Namens, mit dem unauslöſchlichen Andenken alles Groſſen und Guten das Er that und wirkte, und das noch lange nach ſeinem Tode wirken wird. Den Tod fürchtet der König nicht, wie Er mir ſelbſt geſagt hat, und wie

war, wagte es nicht den Mann zu melden, ſondern beredete Ihn mit Geld und guten Worten, nach ſeiner Heimat zurück zu gehen. Höchſt wahrſcheinlich war dieſer wahnwitzige Prediger der Verfaſſer dieſes Briefes.

wie ich es Ihm glaube; aber Er ärgert ſich über den Tod, iſt über ihn böſe, möchte ihn mit der Fauſt wegſchlagen! — Laſſen Sie Ihn alſo bis an ſein Ende, die Unſterblichkeit ſeiner Seele laügnen; denn über dieſen Punkt bekehren Sie Ihn nicht, und werden Ihn, da Sie dieß ſo oft unnüß verſuchten, nie überführen! Aber ſagen Sie Ihm laut, raſch, und keck: Er habe alles Groſſe gethan, was kein König vor Ihm, in ſolcher Lage, vermochte und that; und nun habe Alles zu tief gewurzelt, um nicht bis in die ſpäteſte Zukunft zu gedeyen. Sagen Sie Ihm laut, noch wenn Er in ſeinen lezten Zügen liegt: **Nie, nie, nie, wird Preüſſens Adler fallen.**

Weichgeſchaffene und erhabene Seele; Wunder des achtzehnten Jahrhunderts; Weltweiſer; Geſezgeber; Held und Ueberwinder; König von dem niemals keine Zeit ſchweigen wird; von deſſen Namen ſie ſchon izt die Miſchung weggenommen hat, womit Neid und Bosheit, das reine Gold

der wahren Gröſſe verfälſchen: deine ſterbliche Hülle dort in Potsdam, iſt nicht das Einzige, das von Dir bleibt! — In den Wohnungen der Unſterblichen, biſt Du izt bey deinem Marcus Aurelius. Und ich, indem ich dieſe Blätter in die Welt fliegen laſſe, ſtreue zwar damit, das geringſte von allen Blümchen auf dein Grab; aber in mir bleibt doch auch unſterblich, das Andenken an Dich — und der ſanfte zärtliche Klang deiner lezten Worte: Zimmerman, ſouvenés-vous du bon Vieillard que vous avés vû ici!

Anhang.

Anhang.

Die drey und dreiſſig Unterredungen, welche ich mit Friedrich dem Groſſen kurz vor ſeinem Tode hatte, erinnern mich, natürlicher Weiſe, an meine erſte Unterredung mit Ihm im Jahre 1771. Man hat ganz wider meinen Willen, und ganz ohne meine Schuld, dieſe Unterredung gedruckt, davon, blos in Deütſchland ſechs Auflagen gemacht, ſie ſogar ins Schwediſche überſetzet, und ſie gleich bey der erſten Auflage verhunzt, verfälſcht, und verſtümmelt (*). Daran iſt nun

(*) Ein Blatt, das ich deswegen in Hannover den 8 December 1773 drucken ließ, kann hierüber einige

nichts mehr gelegen. Aber da auch dieſe Unterredung einige liebenswürdige und intereſſante Charakterzüge des Königs bemerklich macht, ſo iſt es mir,

einige Erläuterung geben. Ich ſetze es ganz hieher.

„Die Habſucht, oder ich weiß ſelbſt nicht „welcher Beweggrund eines Buchhändlers, der „gewiß nach den allerſchiefſten Begriffen meine „Ehre ſuchte, zwinget mich doch endlich allen „guten Menſchen anzuzeigen, wie ſehr unſchul„dig ich an dem gewaltthätigen Drucke eines „unächten und verfälſchten Briefes bin, den „man, zu meinem groſſen Verdruſſe unter mei„nem Namen verkauft.“

„Ohne meine Genehmhaltung, und ohne „meinen mittelbaren oder unmittelbaren Ein„fluß, erſcheint derſelbe nun ſchon zum ſechsten „mal, unter der Aufſchrift: Schreiben des „Leibmedicus Zimmermann in Hannover, an „einen ſeiner Freunde, die Unterredung mit „Seiner Majeſtät dem König in Preuſſen „betreffend. Die erſte Auflage kam in dem „Gieſſer Wochenblatte vom 9 und 12 Januar „1773 heraus, und der Verleger ſagt, der Brief „ſey

mir, vielleicht, vergönnet, nach so vielen Jahren, diese Unterredung, und die mir (mit eürer Erlaubniß) auch nicht gleichgültige Veranlassung,

„sey Ihm auf eine rechtmässige Art zu Händen „gekommen."

„Dieß verneine ich. Denn erstlich, weiß ich „auf keine Weise, wie ein solcher Brief nach „Giessen gekommen seyn mag. Zweitens, habe „ich nicht so geschrieben, wie man in Giessen „gedruckt hat. Drittens, würde ich mich, nach „meinem besten Vermögen, der Bekanntmachung „dieses Briefes widersetzet haben. Und viertens, „kann zu der Bekanntmachung eines Privat„briefes niemand ein Recht geben als sein Ver„fasser."

„Bald darauf lieferte man nochmals in „Giessen einen besondern Abdruck meines vor„geblichen Briefes, der allenthalben verbreitet „ward. Ich glaubte zwar, daß es nöthig sey, „mich mit aller Lebhaftigkeit eines Beleidigten, „dagegen zu erklären. Aber alle meine Freünde „in Hannover hielten mich zurück, und riethen „mir, was in dem menschlichen Leben so oft die „beste Antwort ist, das Stillschweigen."

„Indeß

meiner damaligen Reiſe nach Berlin und Potsdam ſelbſt zu erzählen?

Seit

„Indeß trat dieſer Brief zum dritten, vierten, „und fünften mal, in Königsberg, Altona, und „Hamburg, an das Licht. Endlich brachte „man, in dem Leipziger Meßcatalogus, vom „Herbſt dieſes Jahres 1773, unter der Auf„ſchrift von Frankfurt und Leipzig, ſogar eine „ganz veränderte Auflage deſſelben zum Ver„kauffe.“

„Schwarz und grün ward mir vor den Au„gen, als ich dieß las; und wirklich berechtigte „eine ſo wohl ausgedachte Liſt, jeden Leſer „des Meßcatalogus zu glauben: ich ſey der „Herausgeber des angeblich veränderten Brie„fes! — Allein, auch dieſe ſechste Auflage, „war weiter nichts, als der vollends in Berlin „veranſtaltete wörtliche Nachdruck des in „Gieſſen unrechtmäſſig herausgegebenen Brie„fes, nebſt dem angehängten Gedichte der Frau „Karſchinn.“

„Mit ſehr weniger Vernunft, kann man ſchon „ſehen: daß ich mich niemals hätte unterſtehen „dürfen, in einem ſo äuſſerſt nachläſſigen Styl,

„öffent-

Seit dem Ende des Julius 1768, lebte ich als Leibarzt Seiner Majeſtät des Königs von Groß-

„öffentlich zu ſprechen! — Aber auch meine „ganze Erzählung iſt aüſſerſt läppiſch und un„deütſch überſetzet, iſt verſtümmelt, iſt durch„einander geworfen, iſt verfälſcht.“

„Wie übel könnte es mein groſſer Wohlthä„ter, der verdienſtvolle Herr Generalchirurgus „Schmucker nehmen, wenn ich verſchwiegen „hätte, daß Er damals im Schloſſe zu Sans„ſouci wohnte, und daß Er, bey der ganzen in „dieſem Briefe beſchriebenen Unterredung mit „dem König, gegenwärtig geweſen! — — „Welcher Prahler müßte ich ſeyn, wenn ich „dem König, auf die Worte, daß ich eine „grauſame Operation ausgeſtanden, und ent„ſezlich müſſe gelitten haben — hätte antwor„ten dürfen, was mich der dumme Verfälſcher „meines Briefes antworten läßt: (Sire, il n'en „valoit pas la peine) Sire, es hatte nicht viel „zu ſagen! — Allerdings hatte es für mich „ſehr viel zu ſagen, anderthalb Stunden nach„einander gegen zweytauſend Meſſerſchnitte „auszuhalten. Auch antwortete ich: (Sire, il

„en

Großbritannien, in Hannover. Vorher war meine Lage ſo gering und klein als möglich: denn ich war ein kleiner Doctor und ein comiſches Magiſtratsglied, im kleinſten Städtlein der Schweiz! — Deſſen ungeachtet misfiel Hannover, meinen ungerechten Augen, auf den erſten Blick. Schon in den erſten Tagen meines hieſigen Aufenthaltes, hatte ich dann auch höchſt empfindlichen Verdruß, und Gefühle die ich nie vergeſſe. Einen Geiſt und eine Denkart in mediciniſchen Sachen, die ich in der Schweiz, mit dem Beyfall von Euro-

„en valoit la peine) Sire, es war der Mühe „werth!“

„Aber, wahrlich es iſt der Mühe nicht werth, „nach allen Reden, die dieſer unächte, ver„fälſchte, und urſprünglich an einen gutmüthi„gen Freund in meiner kleinen Vaterſtadt ge„ſchriebene Brief, veranlaſſet hat, gegen die „Ungerechtigkeit der Menſchen ſich zu vertheidi„gen, wenn man ſieht, mit wie wenigem Ver„ſtande ſie zuweilen ungerecht ſind!“

Europa (**) niedergetreten und vor meine Füße geworfen hatte, ſah ich in Hannover allmächtig herrſchen, aller Gemüther ſich bemeiſtern, die beſten Köpfe verrücken. Dieß ſtürzte mich in die erſchrecklichſte Melankolie. In dieſem Zuſtande hätte ich mich ermordet, wenn ich unverehligt geweſen wäre; wenn ich nicht geſehen hätte, Frau, Mutter, Kinder, täglich um mich weinen, und Gott täglich um Hülfe und Rettung für mich bitten! Mit einer Bangigkeit, die ich mit nichts vergleichen kann und mag, als mit den höchſten Höllenqualen, durchlebte ich alle meine Tage, durchwachte ich alle meine Nächte. In jeder Minute

(**) Der erſte und zweite Theil meiner noch unvollendeten Schrift von der Erfahrung in der Arzneykunſt, kam viermal in deutſcher Sprache heraus, iſt in die Franzöſiſche, Holländiſche, Engliſche und Spaniſche Sprache überſetzet, und zum fünften, ſechsten, ſiebenten, und achten male, in Paris, Amſterdam, London, und Madrid, gedruckt.

Minute meiner Exiſtenz wünſchte ich mich nach meinem armen Städtlein in der Schweiß zurück! — Aber die Fürſehung hat dieß nicht gewollt; und, ſo lange ein Odem in mir bleibt, werde ich dafür mit dem gerührteſten Herzen der Fürſehung danken!

Als ein Fremdling mußte ich, wie ſich das von ſelbſt verſteht, bey meinem Eintritt in Hannover und dann auch noch einige Jahre nachher, dem Neide den Zoll abtragen, der in jeder Stadt, in jedem Lande, unter jeder Nazion, unter jedem Himmelsſtrich, den Eingebohrnen, wie ſie glauben, abſeite des Fremdlings von Gottes und Rechtes wegen gebührt.

Fürchterlich wirkte dieß Alles auf meine Geſundheit, ſchon in den erſten Tagen meines Aufenthaltes in Hannover, und zermalmte meine Nerven für mein ganzes Leben. So entwickelte ſich, unter Tag und Nacht in einemfort mit marternder tauſendfacher Todesqual, auch bey mir

mir ein Uebel, das mir angebohren war, und das ich, damals, in dieſer Maaſſe, nicht kannte. Dieſes Uebel ſezte mich in die ſchreckliche Lage, daß ich oft nicht gehen, und zumal nach dem Eſſen auch auf eine kurze Weile nicht ſtehen konnte. Sitzen und ſchreiben ward mir noch viel ſchwerer, und des Nachmittags unmöglich. Indeſſen mußte ich doch, in dieſer elenden Lage, als Arzt damals der Sklave von jedem ſeyn, der mich dazu machen wollte. Es war damals in Hannover noch Sitte (zumal bey den alten Damen, die mit Georg dem Zweiten Kaffee getrunken hatten) Aerzte für Knechte zu halten; darum fand ich auch Nachſicht und Barmherzigkeit — nur bey meinen Freündinnen und nur bey meinen Freünden! Der Erfolg von jedem Gang den ich nach Tiſche thun mußte, und von jedem Briefe den man mich des Nachmittages zu ſchreiben zwang, war indeſſen, daß ich unter den erſchrecklichſten Schmerzen zur Erde fiel; und, ob ich gleich alles that, um mir

ſelbſt

ſelbſt auf der Stelle zu helfen, doch immer in die Gefahr kam, an einem eingeklemmten Bruche, in wenigen Stunden zu ſterben.

So verfloſſen meine Tage, vom Auguſt 1768 bis in den Junius 1771, ohne Linderung, und immer ohne Hülfe. Mitlerweile verlohr ich, durch eine langwierige höchſt ſchmerzhafte und höchſt ſchreckliche Krankheit, die theüre Gefehrtinn meines Lebens; und das Jahr darauf, auch ihre mit uns nach Hannover gekommene Mutter. Kranke beſtürmten mich in Haufen. Aber täglich wuchs auch, eben deswegen, in Hannover die Thorheit und die Zahl von wüthigen Feinden, die mich nicht kannten. In einemfort und täglich, ergoß ſich, der immer mehr gereizte Stolz, und zumal die immer mehr gereizte Wuth der Damen (mein Gegner war ein ſehr ſchöner und ſehr robuſter Mann) und ihre unaufhaltſam geſchwätzige Unwiſſenheit, Jahre hindurch, wie ein Feuerſtrom vom Veſuv, über mich armen Fremdling

in

in Hannover! — Alle Berathſchlagungen mit vielen Aerzten und Wundärzten, in der Nähe und in der Ferne, gaben mir keinen Troſt. Endlich rieth mir mein alter Herzensfreund Tiſſot, mich an den gröſten Mann in ſeinem Fache den wir beyde in Deutſchland kannten, an den nunmehr ſeligen Herrn Profeſſor Meckel in Berlin zu wenden. Das that ich; und dieſer groſſe und gute Mann verſprach mir Leben und Geſundheit, bot mir die liebreichſte Pflege und alle menſchenmögliche Hülfe in ſeinem Hauſe und in ſeiner Familie an, und hielt in allem Wort.

Kenner in Hannover rümpften hinter meinem Rücken die Naſe, zückten die Achſeln, und glaubten, ich ſuche in Berlin meinen Tod, unter dem chirurgiſchen Meſſer. Einige meiner Herren Collegen theilten ſchon meine Haut; und einer von ihnen hatte die chriſtliche Liebe mir ſelbſt zu ſagen: meine Penſion werde zwar, nach meinem Tode, ein allgemein angebeteter (nunmehr ſeliger) Wind-

beütel verlangen, aber, von Gottes und Rechtes wegen, gehöre ſie Ihm! — Unter allen dieſen Erwartungen, und unter den Wünſchen, Hofnungen und Thränen meiner Freünde und Freündinnen, reiſete ich am achten Junius 1771, aus Hannover nach Berlin, zu meinem Erretter.

Der Tag, an welchem entſchieden ſeyn mußte, ob Leben oder Tod in Berlin mich erwarte, war der vier und zwanzigſte Junius. Der verdienſtvolle und nunmehr auch ſelige Herr Schmucker, Generalchirurgus der preüſſiſchen Armee, verrichtete die Operation; der liebreiche und mir unvergeßliche Herr Generalchirurgus Theden, war ſein Gehülfe. Verſchiedene theils ſehr geſchickte und theils auch ſehr berühmte Männer waren noch gegenwärtig; unter dieſen der groſſe Sohn eines groſſen Vaters, der nunmehrige Herr Profeſſor Meckel in Halle, und der von mir noch immer beweinte, ſelige Herr Profeſſor Voitus. Herr Meckel der Vater, war der Anführer bey dieſem

ganzen

ganzen Geſchäft, und leitete Alles durch ſeine eben ſo groſſe anatomiſche Scharfſicht, als durch ſeinen praktiſchen Muth, und ſeine tiefe Erfahrung.

Noch ſehe ich, wie alle dieſe Herren, und einige von ihnen mit liebreich erblaßten Wangen und Lippen, um mein hohes Schmerzenbett her ſtanden, als ich raſch und freüdig die Thür aufmachte, meine Kleider abwarf, und im Vertrauen auf Gott — mich keck und ſchnell auf dieſes Bett warf. Ich wollte nicht gebunden ſeyn; und hielt, ohne eine Thräne (mit Augen, die Millionen von Thränen geweinet hatten) zu vergieſſen, ohne das allergeringſte Geſchrey, ohne Ohnmacht, und ohne Widerſtand, geduldig wie ein Lamm, meine Operation aus. Sie dauerte anderthalb Stunden, während welchen ich das Meſſer beynahe in einemfort im Leibe hatte. Nach der Berechnung des Herrn Generalchirurgi Theden, erhielt ich ungefehr zweytauſend Meſſerſchnitte. Drey Stunden nacheinander, hatte es

nach dieſer Operation das völlige Anſehen als wenn ich ſterben würde; das glaubte ich auch ſelbſt, und ich bitte Gott, daß ich in meiner Todesſtunde, ſo entſchloſſen, ſo ruhig, und ſo zufrieden ſeyn möchte, als ich es damals war, unter meinen erſchrecklichen Schmerzen. Aber meines theüren Meckels hülfreiche Scharfſicht und Sorgfalt, rief mich aus dieſem Zuſtande wieder ins Leben. Zwölf Wochen brachte ich auf dieſem Schmerzenbette zu; und nach dieſen zwölf Wochen war ich ſo vollkommen und gründlich geheilt, als ich es noch izt, über ſechszehn Jahre nachher, Gott ſey dafür gelobt, in dieſer Stunde bin (*).

Auf

(*) Groſſe Reiſen habe ich ſeitdem gethan, zum Exempel im Jahre 1775 von Hannover nach Genf, und wieder zurück. Auch bin ich, in verſchiedenen Zeiten, viele hundert Meilen weit, in Deütſchland umher gereiſet, und habe nie, auch nicht die allergeringſte Spur von einem Rückfalle meines Uebels gehabt, ſo krank und leiden-

Auf meinem Marterbette in Berlin, verlebte ich, zwölf Wochen hindurch, meine heiterſten und vergnügteſten Tage in Deütſchland, denn meine Nerven waren frey. Schmerzen achtete ich gar

leidenvoll ich ſonſt, in anderer Abſicht, immer war. Nur blieb mir eine kindiſche Furcht gegen das Umwerfen im Wagen; und (ob ich gleich ſo innigſt und herzlichſt oft gewünſchet habe nach England zu reiſen) die beſtändige Furcht vor einer Seereiſe!

Aus dieſer einzigen Urſache, verbat ich auch, die ſchönſte Reiſe die je einem Menſchen auf Erden vorgeſchlagen ward: als mich den 26 Januar 1785 Rußlands groſſe und gütige Monarchinn, durch Ihren Geſandten in Hamburg, den Herrn Baron von Groß, einladen ließ, im bevorſtehenden Sommer, zu Ihr auf einige Zeit nach Petersburg zu kommen, damit Sie mich perſönlich kennen lerne; und um mir dieſe groſſe Reiſe möglich zu machen, mir anbot, dafür an Seine Majeſtät den König in England zu ſchreiben, auch mir alle Reiſekoſten zum Voraus zu bezahlen. —

nicht mehr, ob mir gleich der Höllenſtein, deſſen meine Wunden häufig bedurften, beynahe den Kinnbackenzwang, und andere convulſiviſche Bewegungen erregte. Wer in Schmerzen erfahren iſt, wie ich es ſeit zwanzig Jahren bin, wird wiſſen, welche hölliſchen Empfindungen der Höllenſtein, mit dem ich damals ſo vertraut war, erwecket. Immer ward ich indeſſen wieder heiter und froh, ſobald die Marter vorbey war, und immer litt ich dieſelbe wieder, mit einer Geduld die ich ſeitdem, in dieſem Grade, nicht mehr hatte. Alles Schwere ward mir leicht, durch den täglichen, allerausgeſuchteſten, und liebreichſten Umgang, den man ſich auf Erden wünſchen kann, und den ich nirgends in Europa ſo gut gefunden hätte, wie in Berlin. Mein innigſt theürer Herzensfreünd der verewigte Weltweiſe Sulzer, und der freündliche geiſtvolle und geſprächreiche Nicolai, beſuchten mich täglich. Männer von der erſten Gröſſe, Spalding, Sack, Meudelsſohn und

Eber-

Eberhard, ſchenkten mir in jeder Woche viele ihrer Stunden. Rammler, Büſching, Wegelin, Teller, mein alter lieber göttingiſcher Stubencamerad Herr Profeſſor Sprögel, viele Mitglieder der Academie, verſchiedene Herren des Hofes, ein liebenswürdiger junger Landsmann aus Winterthur Herr Sulzer, und Meiſter Thomas der Schuſter (**) beglückten mich oft durch ihre Gegenwart.

(**) Meiſter Thomas, der Schuſter in Berlin, aus Churſachſen gebürtig, war einer der merkwürdigſten Menſchen, die ich in Berlin ſah. Mir ſchien Er ein Mann von vielen Kenntniſſen, ein groſſer Beobachter, ein noch gröſſerer Denker, und ein Mann von ganz auſſerordentlicher Beredſamkeit: die bekanntlich ein Talent iſt, worauf in Deütſchland beynahe niemand ſieht, und von der nur gar aüſſerſt wenige Menſchen glauben, daß es der Mühe werth ſey, ſie zu bemerken! Niemand hörte ich jemals, ſo vortreflich und ſo körnigt Deütſch ſprechen, wie den verſtorbenen Herrn Oberhofprediger Sack in Berlin,

Mit unausſprechlicher Liebe, brachte der ſelige Herr Profeſſor Voitus manche Nacht bey mir zu, und

Herrn Moſes Mendelsſohn, und Meiſter Thomas den Schuſter. In ſeinen Geſinnungen fand ich ebenſoviel Energie als in ſeiner Sprache. Unzähliche Dinge, ſagte Er mir in jeder Stunde, die ich alle hätte mögen auswendig lernen. Er war einer der edelſten und freyeſten Köpfe in der Welt. Auch bat ihn der in dieſer Abſicht Ihm ſo ſehr ähnliche Academiſt und Profeſſor, Herr Sulzer, alle Sonntage zu ſich, und hielt Ihn für einen ſeiner liebſten Geſellſchafter. Eine einzige liebloſe und dumme Sache hat, ſo viel ich weiß, Meiſter Thomas der Schuſter in ſeinem Leben geſagt, und wahrlich dieß iſt viel für einen Philoſoph, der den ganzen Tag ſpricht; denn Er ſagte: da Herr Teller als Oberconſiſtorialrath und erſter Prediger an der Petrikirche nach Berlin kam, und Sulzer Ihn fragte, was es Neües in der Stadt gebe? Nun hat der König ſeinen Zweck erreicht: Sack glaubt nicht an Gott den Vater, Spalding glaubt nicht an Gott den Sohn, und Teller glaubt nicht an Gott den heiligen Geiſt!

und mein Herz floß ganz zuſammen mit ſeiner ſanften und ſchönen Seele. Jeden Morgen ſah ich die beyden groſſen Männer, den Herrn Generalchirurgus Schmucker und den Herrn Generalchirurgus Theden, mit immer neüem Vergnügen bey meinem Bette: denn ſobald ich ausgelitten hatte, war Friedrich der Groſſe und ſeine Feldzüge, unſer beſtändiges Geſpräch. Schmucker hatte den König, ſeit ſeiner erſten Schlacht bey Molwitz, durch den erſten und zweiten ſchleſiſchen Krieg, und durch alle Schlachten des ſiebenjährigen Krieges gefolget, alſo Pulver genug gerochen. So auch Theden, der ehrwürdige Greiß, der engelreine Biedermann, mein großmüthiger und unvergeßlicher Wohlthäter, und damals immer höchſt unterhaltender, immer heiterer und luſtiger Freünd.

Auf Engelsarmen trug mich, der Erretter meines Lebens, Herr Meckel; ſein freündlicher und geiſtvoller Sohn, der izige Lehrer in Halle; ſeine

himmliſchgute und für mich liebevolle Gemahlinn, und ſeine liebenswürdige älteſte Tochter. Ihr zweiter Herr Bruder, und alle ihre gütigen Schweſtern, dachten an nichts, als wie ſie mich vergnügt machen konnten. Muſen und Grazien, Muſik, Tanz und Geſang, umgaben mich, wechſelsweiſe, in jeder Stunde des Tages. Alles was die allerliebreichſte Sorgſamkeit, die zärtlichſte Freündſchaft, der mir immer zuvorkommende Scharfſinn, von Pflege, von Hülfleiſtung, von Ermunterung und Vergnügungen nur erdenken konnten, fand ich in dieſem geliebten Hauſe. Ich lebte von Meckels Tafel. Er theilte mit mir alles was Er hatte; und nach aller dieſer unerhörten Liebe, nach allen dieſen unbegränzten Wohlthaten, verbat Er ſich von mir jede Dankbezeügung, und verwarf auch den Schatten eines Geſchenkes. Dieß Alles that Er, der Einzige, bloß aus Liebe für mich, und ſeine Kunſt. Und dieſer groſſe und gute Mann, höret dieſen lezten Dank nicht mehr;

mehr; dieſen lezten, innigſten, tiefſten Herzensdank, den ich nur bloß noch zu den Füſſen ſeiner Familie niederlegen kann: denn lange, lange, iſt dieſer gröſte und großmüthigſte unter allen Menſchenfreünden, die ich je gekannt habe, in die Ewigkeit verſetzet, und Tauſenden entriſſen, die izt noch, in Berlin mit mir — um Ihn weinen!

Nach einem Lager von beynahe zwölf Wochen, ſtellte man mich am vierten September, zum erſtenmal wieder auf meine Beine, und nun mußte ich wieder gehen lernen wie ein Kind. Dieß lernte ich, an der ſanften Hand, und am Arme von Herrn Meckels älteſter und liebenswürdiger Tochter. Am eilften September, konnte ich zum erſtenmal, auf meiner Stube alleine gehen. Am achtzehnten September, fuhr ich zum erſtenmal, wieder durch die Straßen von Berlin. Am fünf und zwanzigſten September, machte ich meinen erſten Beſuch, bey meinem Herzensfreünde Sulzer,

und

und ſonach bey allen meinen Wohlthätern und Freünden; und nun zeigte ſich die Großmuth meines Erretters, wieder in einem neüen und mir unvergeßlichen Lichte.

Er gab mir, in ſeinem Hauſe, ein großes Feſt nach dem andern, wozu von der Academie der Wiſſenſchaften alle franzöſiſchen, italieniſchen und ſchweitzeriſchen Mitglieder, und die angeſehenſten Gelehrten aus Berlin eingeladen wurden. Er machte mich beynahe mit allem bekannt, was von ſeiner Bekanntſchaft in Berlin groß und vornehm war, mit Miniſtern des Königs, mit Groſſen des Hofes, mit den berühmteſten Gelehrten, mit den ausgezeichneteſten Perſonen beyderley Geſchlechts, und von jedem Stande. Mit Liebe, und unvergeßlichen Wohlthaten, nahmen mich alle auf. Der Herr Oberhofmarſchall des Königs Graf von Reuß, der Herr Oberhofmeiſter der Königinn Graf von Wartensleben, der Herr Oberſtallmeiſter des Königs Graf von Schaffgotſch,

gotſch, der Staatsminiſter Freyherr von Münchhauſen, der Kaiſerliche Geſandte Freyherr von Swieten, und inſonderheit der edelmüthige Staatsminiſter des Königs Freyherr von der Horſt, thaten alles mögliche um mir den Aufenthalt von Berlin angenehm zu machen. Im Hauſe des Herrn Miniſters von der Horſt, ward ich auch mit einem groſſen Theile der ſchönen Welt aus den höhern Ständen bekannt. Der Herr Staatsminiſter von Herzberg, nahm mich auch ſchon damals ſehr liebreich auf, und mir deüchte an ſeiner Tafel, ich ſey im alten Athen. Ueberall, wo in mancher andern Gegend von Deütſchland kein Unreiner, das iſt, kein Menſch ohne adeliche Geburtsverdienſte in Betrachtung kommt, ward ich hingezogen, vorgeſtellt, und aufgenommen mit der gröſten Höflichkeit, und immer zuvorkommender Güte (**).

Dieß

(**) Als Philoſoph verlachte Friedrich der Groſſe, natür-

Dieß Alles that und bewirkte, der überall in Berlin äuſſerſt verehrte und beliebte Herr Meckel, und

natürlicher Weiſe, die zufälligen Verdienſte der Geburt — alſo die Adelsvorurtheile! Heroiſch folgte Ihm auch hierinn der alte berliniſche Adel. Man ſah daher gar oft in Berlin, in Geſellſchaften des Adels, ſolche Bürgerliche, die keine Urſache haben vor Edelleüten in Verlegenheit zu ſeyn! Dumm fände es auch izt, in Berlin — niemand, daß Frau von Maintenon, vor beynahe hundert Jahren, von einer ihr bekannten Dame ſagte: Elle n'a de bourgeois que ſa vanité ſur ſa Nobleſſe! (Sie hat nichts Bürgerliches an ſich, als ihren Adelsſtolz!) — Aber höchſt ſonderbar iſt dennoch eine Anecdote, die ich von dem vortreflichen Sulzer habe. Als Friedrich der Groſſe am Anfang ſeiner Regierung, der Academie der Wiſſenſchaften in Berlin eine neüe Einrichtung gab, ertheilte Er ihr unter andern (weil man die gröſte Mühe hatte Mitglieder zu finden) auch dieſes Geſez: Un Gentilhomme peut être Membre de l'Academie de Berlin, ſans que cela déroge à ſa Nobleſſe! (Ein Edelmann kann Mitglied der Acade-

und dann auch, die wirklich dieſer groſſen Königsſtadt ſo ganz eigenthümliche Gaſtfreündſchaft und Liebe für Fremde. Nie hatte ich, bis damals, noch Menſchen und Sitten in ſolcher Mannigfaltigkeit, und ſo beynahe von einem äuſſerſten Extrem zum andern, kennen gelernt, wie in Berlin. Noch nie, in meinem Leben, hatte meine Seele ſo frey geathmet. Noch nie in Deütſchland, war mir Herz, Geiſt, und Imagination, durch alles was ich ſah und hörte, ſo erheitert, ſo gehoben, ſo geſtärket, ſo bezaubert worden, wie in Berlin. Aber dieſem Allem wollte Herr Meckel

nun

Academie der Wiſſenſchaften in Berlin ſeyn, ohne daß dieß ſeinen Adel beflecke!) Der Präſident von Maupertüis war über dieſes Geſez indignirt, und ſchaffte es heraus. Aber — ſeitdem haben ſich auch Zeiten und Denkart ſehr verändert: denn ſchon ſeit funfzehn oder zwanzig Jahren, iſt die Kaiſerinn von Rußland, Catharina die Zweite, Mitglied der Academie der Wiſſenſchaften in Berlin.

nun noch die Krone aufſetzen. Er wollte mich auch noch an der Hand ſeiner freündlichen Gemahlinn, an der Hand ſeiner ſchönen älteſten Tochter, und an der Hand einer ihrer liebreichen Schweſtern nach Potsdam bringen; und dieß geſchah den vier und zwanzigſten October.

Bey dem am Podagra noch etwas kranken König, lebte und wohnte damals, als ſein Arzt, der Herr Generalchirurgus Schmucker im kleinen Schloſſe zu Sansſouci. Ich beſuchte da meinen groſſen Wohlthäter, und hatte auch das Vergnügen, daß der Herr Profeſſor Meckel nebſt ſeinem älteſten Herrn Sohne, auf einen Tag, zu uns nach Potsdam kam. Auch fand ich in Potsdam, einen Freünd meiner erſten und ſchönſten Jugendjahre, mit dem ich ſechs Monate in ſeiner Vaterſtadt Morges am Genferſee gelebet hatte, Herrn von Cat, Lecteur des Königs.

Der König hatte die höchſt unerwartete Gnade, mit Herrn Schmucker und Herrn von Cat,

Cat, den fünf und zwanzigſten und ſechs und zwanzigſten October, viel von mir zu ſprechen. Er ließ ſich von Herrn Schmucker, mein Betragen bey meiner Operation erzählen, und fand Vergnügen an dem Muthe, mit dem ich mich unter Herrn Schmuckers Meſſer betrug. Er fand Vergnügen an der brennenden Begierde, mit welcher ich auf meinem Schmerzenbette, mit Herrn Schmucker von nichts als von ſeinen Feldzügen und Thaten ſprach. Er fragte nach dem Hauſe wo ich in Berlin lebe, nach der Art wie ich in dieſem mir ſo lieben Hauſe aufgenommen worden, und in welcher Geſellſchaft ich nach Potsdam gekommen ſey. Bey Herrn von Cat erkundigte ſich der König, nach meiner ganzen Gemüthsart, nach meinem Körperbau, nach meiner Phyſiognomie, nach meinen Reiſen, nach meinen Schriften, nach den Sprachen die ich ſpreche, nach dem Umgange den ich in Berlin gehabt, nach den Freunden an denen ich dort am meiſten hänge;

und der König freute ſich, als Er hörte, Sulzer ſey mein Herzensfreünd. Er fragte, weil Er mich zum Mitglied der Academie der Wiſſenſchaften in Berlin gemacht habe: ob ich den Verſammlungen der Academie beygewohnet? Auch ob ich das neüe Schloß von Sansſouci geſehen, und ob es mir gefalle? Dieſe Fragen wiederhohlte der König mit mannigfaltigen Wendungen gegen Herrn Schmucker und Herrn von Cat.

Mein Körper und meine Seele, waren damals in Potsdam, in einem Zuſtande von der aüſſerſten Reizbarkeit. Ich war noch ſehr hinfällig und ſchwach, nach meinen ſchweren Wunden, nach ſo vieler in Hannover erlitteuer Herzenspein, und nach ſo vielen in Berlin ruhig ausgeſtandenen Schmerzen! Ohnmächtig ward ich, nach geringen Ermüdungen, nach jeder Anſtrengung meiner Aufmerkſamkeit. Mein Herz war in einem fort gerühret und erſchüttert. Ich athmete ſchon in Berlin nichts als Liebe und Dank, und dieſe vermehrte

mehrte ſich hier, bey jedem Schritte, in ſolcher Geſellſchaft, bey ſolchem Anblick, und ſolchem Genuſſe! — Ich ſah in meiner frühen Jugend Paris und Verſailles; aber ſolche königliche Pracht, und eine ſolche Menge von Werken aller bildenden Künſte glaubte ich noch nie erblicket zu haben, wie in Sansſouci und Potsdam. Die Thaten des Königs und ſeiner unüberwundenen Heere wußte ich auswendig, ſeit dem ſiebenjährigen Kriege! Aber nun ſah ich hier den Kern der Preuſſiſchen Armee, die Garde des Königs, dieſe furchtbare Legion von ſchönen Menſchen, die ſo oft niedergeſchoſſen immer zu neuen und der Ewigkeit würdigen Heldenthaten wieder aufſtand und auflebte! Dieß alles rührte, bewegte, und erſchütterte mich unausſprechlich! — Aber daran hatte ich ganz und gar nicht gedacht, als ich von Berlin nach Potsdam reiste, daß es menſchenmöglich für mich ſeyn könnte, den kranken König zu ſehen! — Und nun ſagte mir Herr von Cat ſehr oft: es

ſcheine, der König wolle mich ſprechen, und Er frage oft, wie lange ich in Potsdam bleibe?

Höchſt unerwartet jedoch, ward ich den ſechs und zwanzigſten October, durch Herrn von Cat um ein Uhr des Nachmittages, nach Sansſouci abgeholet. Was ich noch nicht geſehen hatte, zeigte mir ein Liebling des Königs, der Herr Oberſte von Coccei, der nach dem ſiebenjährigen Kriege preüſſiſcher Geſandter in Schweden war; und indeſſen gieng Herr von Cat zum König. Mir ward geſagt, daß ich mich ſodann, wenn ich alles geſehen habe, nach klein Sansſouci begebe, wo der König war. Ich gieng nach dem ehmahligen Zimmer des Marquis d'Argens, das izt Herr Schmucker bewohnte. Ab und zu war Herr Schmucker bey mir. Lange ſaß ich aber auch da alleine, bey einem Kaminfeüer; und ſchwebte zwiſchen Hofnung und Furcht, ob mich der König werde rufen oder nicht rufen laſſen. Ich zitterte zuweilen, und freüte mich dann wieder auſſerordent-

deutlich! Um halb fünf Uhr ſtürzte Cat auf mich, war vor Freuden ganz auſſer Athem, und verkündigte mir: der König verlange dieſen Augenblick mich zu ſprechen!

Ich ſprang Hand in Hand mit Cat, durch eine Reihe von Zimmern. Hier, ſagte Cat, ſind wir vor dem Zimmer des Königs! — Das Herz klopfte mir beynahe aus dem Leibe heraus. Cat gieng hinein; den Augenblick gieng aber die Thür wieder auf, und Cat hieß mich hereintreten.

Mitten im Zimmer ſtand ein kleines eiſernes Feldbett, ohne Vorhang. Auf einer ſchlechten Matratze lag da, König Friedrich, der Schrecken von Europa, ohne Decke, in einem alten blauen Rockelor. Er hatte einen groſſen Hut mit einer weiſſen Feder, auf dem Kopfe.

Der König nahm ſeinen Hut ſehr gnädig ab, da ich noch etwa zehn Schritte von Ihm entfernet war, und ſagte auf franzöſiſch (ſo wie dann auch die ganze Unterredung in franzöſiſcher Sprache

fortgeſetzet ward): treten ſie näher Herr Zimmermann!

Ich kam bis auf zwey Schritte vor den König, indeß da Er zu Cat ſagte: rufen ſie Schmucker auch herein. Herr Schmucker kam, ſtellte ſich hinter den König gegen die Wand, und Cat ſtand hinter mir. Nun fieng die Unterredung an.

König. Ich höre daß ſie ihre Geſundheit in Berlin wieder gefunden haben, und wünſche ihnen dazu Glück.

Ich. Mein Leben habe ich in Berlin wieder gefunden; aber in dieſem Augenblicke, Sire, finde ich hier ein noch gröſſeres Glück!

König. Sie haben eine grauſame Operation ausgeſtanden; ſie haben wohl entſezlich gelitten?

Ich. Sire, es war der Mühe werth!

König. Lieſſen ſie ſich vor der Operation binden?

Ich.

Ich. Nein. Ich wollte meine Freyheit behalten.

König. (ſehr freündlich lachend) O ſie betrugen ſich als ein braver Schweitzer! Aber ſind ſie auch ganz hergeſtellet?

Ich. Sire, ich habe alle Wunder Ihrer Schöpfung in Sansſouci und Potsdam beſehen, und befinde mich wohl dabey.

König. Das freut mich. Aber ſie müſſen ſich in acht nehmen, und inſonderheit ſich nicht zu Pferde ſetzen.

Ich. Es wird mir ſanft und leicht ſeyn die Räthe Eüer Majeſtät zu befolgen.

König. Aus welcher Stadt im Canton Bern ſind ſie gebürtig?

Ich. Aus Brugg.

König. Ich kenne dieſe Stadt nicht.

(Das wundert mich nicht, dachte ich!)

König. Wo haben ſie ſtudirt?

Ich. In Göttingen. Haller war mein Lehrer.

König. Was macht Herr Haller?

Ich. Er ſchlieſſet eben ſeine litterariſche Laufbahn mit einem Roman (*).

König.

(*) Uſong war damals eben herausgekommen; aber von deſſelben Inhalt wußte ich noch nichts. Haller, der auf dieſe Unterredung mit dem König immer äuſſerſt empfindlich war, nahm es mir fürchterlich übel, daß ich dem König ſagte: Er beſchlieſſe ſeine litterariſche Laufbahn eben mit einem Roman! Meine Sünde gegen Haller, beſtand doch eigentlich nur darinn, daß ich glaubte ſein Uſong werde den König mehr intereſſiren, als ſeine ſchönſten Experimente an Hunden und Katzen.

Haller mochte zwar auch wohl ſeine geheimen Urſachen haben, warum es ihm unangenehm war, daß der König etwas von Uſonz wiſſe; aber bekanntlich las der König kein deütſches Buch. Genug, bis nahe vor ſeinen Tod, konnte Haller, ich weiß nicht warum, meine Unterredung mit dem König in Preüſſen nicht vergeſſen!

Nachdem ihn Seine Majeſtät der Kaiſer den ſiebenzehnten Julius 1777 in Bern mit einem Beſuche

König. (lachend) Ach das iſt ſchön! — Nach welchem Syſtem behandeln ſie ihre Kranken?

Beſuche beehret hatte, ſchrieb Er, am dritten Tage nachher, den neunzehnten Julius, an den berühmten Anecdotenſammler in Bayern, den Herrn Grafen Maximilian von Lamberg (S. Epoques raiſonnées ſur la vie *d'Albert de Haller, par le Comte Maximilien de Lamberg.* Leipzig 1778. pag. 59): Je ne voudrois pas, comme l'a fait Mr. Zimmermann, publier une converſation que j'aurois eûe avec une Tête couronnée; je craindrois trop (ſagte Haller, der es in ſeinem ganzen Leben nicht vergaß, und es immer wieder rügte, wenn Ihm auch nur Jemand die Entdeckung des kleinſten Aederleins in einer Zähe ſtreitig gemacht hatte) d'avoir ſacrifié à la vanité!

Aber, noch war auch dieß, für Haller, nicht genug. Er, der meine in Hannover gedruckte feyerliche Klage vom achten December 1773 geleſen hatte, durfte ſich in einem Briefe an den Herrn Grafen von Lamberg (S. *Epoques raiſonnées* pag. 63) vom zehnten Auguſt 1777 noch

Ich. Nach keinem.

König. Aber es giebt doch Aerzte, deren Methoden ſie andern vorziehen?

Ich. Vorzüglich liebe ich Tiſſots Methode, der mein vertrauter Freund iſt.

König. Ich kenne Herrn Tiſſot. Ich habe ſeine Schriften geleſen, und ſchätze ſie ſehr hoch. Ueberhaupt liebe ich die Arzneykunſt. Mein Vater wollte daß ich mir einige Kenntniſſe (**) darinn erwer-

noch dieſe Worte erlauben: La premiere penſée qui me vint, quand l'Empereur m'eut quitté, a eté: ſerai-je capable de publier une relation comme Zimmermann l'a fait? Je me ſuis trouvé ſi ridicule en ſuppoſant le cas, que j'ay detourné les yeux de cette idée.

(**) Unedel, und wie mir deucht, ſo ziemlich mit Feldſcheerers Ton und Styl, wird in der ſechsten Sammlung der Anecdoten und Karakterzüge aus dem Leben Friedrich des Zweiten S. 88. geſagt: „Der König glaubte Kenntniſſe „von der Heilkunde zu beſitzen, und theilte „daher

erwerbe. Er ſchickte mich oft in die Hoſpitäler; und zumal in die Hoſpitäler veneriſcher Kranken, weil dieſe durch Exempel predigen.

Ich.

„daher in Krankheiten gern ſeinen Rath mit; „verſchrieb auch Recepte, deren Befolgung aber „wohl den Kranken nicht immer zuträglich ge„weſen ſeyn möchte. Man muthmaßt, der „König habe verſchiedenes von dem was er ver„ſchrieb, aus franzöſiſchen Büchern, und be„ſonders aus dem bekannten Dictionnaire de la „Santé genommen, worinn Pferdekuren für „Menſchen ſtehen. Er prüfte auch die Aerzte, „welchen er ſich in ſeinen Krankheiten anver„trauen wollte, ingleichen die Regimentswund„ärzte ſelbſt.“ Allerdings konnte der König (mit Erlaubniß des Herrn Regimentswundarztes? —) glauben, daß Er Kenntniſſe in der Heilkunde habe, denn ſeine Kenntniſſe in derſelben waren groß. Sein Verſtand, worauf doch zulezt in der Heilkunde alles ankommt, hatte in gar ſehr vielen Dingen eine Höhe erreichet, die wenige Sterbliche, und zumal wenige Regimentsfeldſcheerer erreichen. Aber eben deswegen hatte vielleicht der König keinen groſſen

Glau-

Ich. Und durch Schrecken! — Sire, die Medicin iſt eine ſehr ſchwere Kunſt. Aber Euer Majeſtät ſind gewohnt alle Künſte der Kraft ihres Geiſtes zu unterwerfen, und alles Schwere zu überwinden.

König. Ach nein, Ich kann nicht alles überwinden was ſchwer iſt! —

Hier ward der König etwas nachdenkend, ſchwieg eine kleine Weile, und fragte mich ſodann, mit einem liebenswürdigen Lächeln: wie viele Kirchhöfe haben ſie angefüllet (*)?

Ich.

Glauben an die Heilkunde; und dieß verzeihe ich Ihm von ganzem Herzen, ſo wie auch dem ehrlichen Montaigne, und dem ehrlichen Rouſſeau.

(*) In der achten Sammlung der Anecdoten und Karakterzüge — leſe ich S. 91. folgende Stelle die eines kleinen Fingerzeigs zu bedürfen ſcheint wie mir deucht: „Die bekannte Heiterkeit des „Geiſtes dieſes groſſen Königs verließ ihn auch „in ſeinen ſchmerzhafteſten Krankheiten nicht.

„In

Ich. Vielleicht manchen in meiner Jugend! Aber nun geht es beſſer, denn ich bin izt mehr furchtſam als kühn.

König. Sehr gut, ſehr gut.

Hier ward die Unterredung aüſſerſt lebhaft. Der König ward auſſerordentlich munter, und examinirte mich nun als Arzt, wie mich im Jahre 1751, als ich in Göttingen Doctor werden wollte, meine Lehrer, Haller, Richter, Segner und Bren-

„In der lezten hatte er den Hannöveriſchen Leib-„arzt Zimmermann berufen, ihn zu bedienen. „Hat Er ſchon viele Menſchen in die andere „Welt befördert, fragte der König? Der Arzt „antwortete: nicht ſo viel als Euer Majeſtät, „aber auch nicht mit ſo vielem Ruhme!“ — Dieß wäre ſchön (ich muß es ſelbſt geſtehen) aber es iſt nicht wahr. Erſtlich, machte mir der König dieſe Frage nicht in ſeiner lezten Krankheit, als Er nach dem Barbiersausdruck des Anecdotenſchreibers mich berufen hatte um ihn zu bedienen — ſondern im Jahre 1771; und zweitens, iſt dieſe wirklich witzige Antwort — erdichtet!

Brendel (und das vergelte ihnen der liebe Gott) nicht examinirt hatten! — Alle hitzigen Fieber, und die wichtigsten unter den langwierigen Krankheiten, gieng der König in der Reihe mit mir durch. Er fragte mich, wie und wodurch ich jede dieser Krankheiten erkenne, wie und wodurch ich sie von verwandten Uebeln unterscheide, wie ich dabey in einfachen und in verwickelten Fällen verfahre, und wie ich alle diese Uebel heile?

Ueber die Verschiedenheit, die Zufälle, die Behandlungsart, der Blattern zumal, fragte mich der König äusserst genau; und sprach, mit vieler Rührung, von dem Prinzen seines Hauses, den vor einigen Jahren die Blattern hinrafften. Dann kam Er auf die Inokulation, und auf eine unglaubliche Menge anderer arzneywissenschaftlicher Gegenstände. In alle warf der König wahre Meisterblicke, sprach über Alles mit der grösten Sachkenntniß, und mit eben so viel Scharfsicht als Geist und Verstand.

Mit

Mit dem innigſten Vergnügen und mit der freyeſten Seele, antwortete ich dem König. Es iſt aber auch wahr, daß Er mich gewaltig hob und ermunterte. In einem fort ſagte der König zu mir: das iſt ſehr gut — das iſt vortreflich gedacht und geſagt — ihre Heilungsmanier gefällt mir überaus wohl — Ich freüe mich zu ſehen, wie ſehr unſere Denkart zuſammenſtimmt. Oft hatte der König die Gnade hinzuzuſetzen: aber Ich beſchwere ſie mit meinen vielen Fragen!

Auf die wiſſenſchaftlichen Fragen, antwortete ich mit Einfalt, Klarheit und Kürze; und kounte mich nicht enthalten, zuweilen mein Erſtaunen über die tiefen und frappanten mediciniſchen Einſichten und Urtheile des Königs zu bezeügen.

Der König kam nun auch auf die Geſchichte ſeiner eigenen Krankheiten. Er erzählte mir alle nach der Reihe, und fragte mich über alle um meine Meinung und um meinen Rath. Ueber die

die Hämorrhoiden, worüber Er ſich ſehr beklagte, ſagte ich etwas das Ihm auffiel. Sofort richtete ſich der König von ſeinem Bette auf, drehte den Kopf rückwerts nach der Wand, und ſagte: Schmucker, ſchreib Er das auf!

Ich erſchrack über dieſes Wort, und hatte nicht Unrecht!

Dann gieng die Unterredung weiter fort.

König. Das Podagra nimmt gerne ſeine Herberge bey mir, weil es weiß daß ich ein Fürſt bin, und weil es glaubt, Ich werde es gut bewirthen! — Aber Ich bewirthe es ſchlecht, und lebe ſehr mager.

Ich. Möchte das Podagra dadurch ſeiner Einkehr bey Euer Majeſtät auf immer überdrüſſig werden.

König. Ich bin alt. Die Krankheiten werden mit mir nicht mehr Mitleiden haben.

Ich. Europa fühlet — daß Euer Majeſtät nicht alt ſind; und die Phyſiognomie Euer Maje-

Majeſtät zeiget, daß Sie noch eben ſo viel Kraft haben als in Ihrem dreiſſigſten Jahre.

König. (lachend und den Kopf ſchüttelnd) Gut, gut, gut!

So dauerte die Unterredung fünf Viertelſtunden mit ununterbrochener Lebhaftigkeit fort. Endlich gab mir der König das Zeichen zum Abzug, indem Er ſehr freündlich den Hut abnahm, und ſagte: Adieu mein lieber Herr Zimmermann, ich freüe mich daß ich ſie geſehen habe.

Herr von Cat begleitete mich bis ins Vorzimmer, und Herr Schmucker folgte nach. Ich konnte da nicht aus der Stelle kommen, konnte nicht ſprechen, war ſo entzücket und gerühret, daß ich in einen Strom von Thränen ausbrach. Herr von Cat ſagte: ich gehe wieder zu dem König; gehen ſie nach dem Zimmer zurück, wo ich ſie abgehohlet habe; um acht Uhr werde ich ſie nach Hauſe bringen. Ich drückte meinem guten Landsmann herzlichſt die Hand, und konnte nur dieſe

Worte herausſtammeln: der gröſte Mann unſers Jahrhunderts iſt auch der liebenswürdigſte Mann!

Herr Schmucker begleitete mich nach ſeinem mir angewieſenen Zimmer. Ich ſezte mich nieder zum Kamin, und dankte Gott, aus dem volleſten und gerührteſten Herzen, für Seine Hülfe, und für Seinen Beyſtand! — Aber Herr Schmucker ſchien mit meinem ganzen Verhalten bey dem König gar nicht zufrieden. Er ſagte mir: ich ſey zu nahe vor den König geſtanden! Ich habe zu lebhaft, zu unbefangen, zu frey geſprochen! Ich habe ſogar — dieß ſey unerhört in Deutſchland — vor dem König geſtikulirt! — Vor einem König, ſagte Herr Schmucker, müſſe man ſteiff ſtehen, und ſich nicht rühren.

Cat kam um acht Uhr von dem König, und erzählte mir, in Herrn Schmuckers Gegenwart, folgenden kleinen Dialog mit dem König.

König. Was ſagt Zimmermann?

Cat.

Cat. Zimmermann vergoß vor der Thür Eüer Majeſtät einen Strom von Thränen.

König. Ich liebe dieſe gefühlvollen Herzen; Ich liebe recht ſehr dieſe braven Schweitzer.

Am folgenden Morgen ſagte der König: ich habe Zimmermann gefunden, wie man ihn Mir abgeſchildert hat.

Cat verſicherte mir: ſeit dem ſiebenjährigen Kriege, ſeyen tauſend Fremde von Stande nach Potsdam gekommen, um den König zu ſprechen, und haben Ihn nicht geſprochen; aber von denen die den König wirklich geſprochen haben, könne ſich kein Einziger des Glückes rühmen, daß der König fünf Viertelſtunden hindurch ſich mit ihm unterhielt. Sodann gab mir Herr von Cat auch noch zu verſtehen: Er erwarte, daß mich der König in ſeine Dienſte nehmen, und zu ſeinem Leibarzt ernennen werde, wenn ich die allergeringſte Neigung bezeüge Hannover zu verlaſſen? Meine Antwort war: ich ſey entſchloſſen in Hannover zu leben und zu ſterben.

Am ſieben und zwanzigſten October verließ ich Potsdam, an der Hand meiner Lieben, mit dem höchſten Enthuſiaſmus von Bewunderung, Erſtaunung, Liebe, und Dank; aber doch auch nebenher, mit Reflexionen, die ich noch izt, wenigen Menſchen anvertrauen möchte! — — Am dreiſſigſten October ergoß ich, nach meiner Rückkehr in Berlin, den tiefen Herzensdank, den ich dem König für jene fünf Viertelſtunden ſchuldig war, in einem Brief an Herrn von Cat.

Der König las dieſen Brief; und ließ mir, am dritten November, ſein Wohlgefallen und ſein Vergnügen darüber bezeügen. Ich hatte an Herrn von Cat zugleich, Tiſſots Buch ſur les maladies des gens du monde mit der Bitte geſchicket, einige frappante und der Beherzigung des Königs würdige Stellen, daraus Seiner Majeſtät vorzuleſen. Der König ließ mir dafür danken, und ließ mir durch Herrn von Cat ſagen: Er werde das Buch ganz leſen.

Unaus-

Unauslöschlich lebte seitdem in meiner Seele, das Andenken jener fünf Viertelstunden. Und was mir äusserst sonderbar schien, auch der König vergaß mich nicht. Denn als der Herzog von York, vierzehn Jahre nachher, im Herbst 1785, zur schlesischen Revue kam: hatte der König die Gnade sich bey dem Herzog nach mir zu erkundigen; und mich durch diesen liebenswürdigen Sohn unsers Königs grüssen zu lassen.

Am achten November verließ ich, das ewig geliebte Haus meines grösten Wohlthäters auf Erden: des Erretters meines Lebens! — Ich verließ die Stadt Berlin, wo ich das höchste Maaß von Großmuth, Milde, Nachsicht, Sanftheit, Menschenfreundlichkeit und Menschenliebe, unter Menschen von allen Ständen gefunden hatte. — Mit unbeschreiblichen und unaussprechlichen Gefühlen, verließ ich das Land, dessen grosser Beherrscher sogar, mich zu sich gerufen, um mir mit den liebreichsten Worten seine

Freüde über meine Errettung und Geneſung zu bezeügen.

So kam ich, mit neüem Leben, mit neüem in Hannover noch gar nicht gehabtem Muthe, nach Hannover zurück, in die offenen Arme meiner Freünde.

Aber die Freüde meiner Freünde in Hannover war von kurzer Dauer; und ich ſelbſt erfuhr bald, wie eitel alle unſere Hofnungen auch bey den beſten Ausſichten unſers Lebens ſind! — Sechs Wochen nach meiner Rückkunft in Hannover, verlangte der damalige Miniſter der Policey, Freyherr von Gemmingen, daß ich zur Beruhigung, der, wegen einer hie und da bemerkten Krankheit, in die fürchterlichſte Angſt und den grauſamſten Schrecken verſezten guten Stadt Hannover, etwas patriotiſches ſchreibe. Ich ſchrieb alſo, auf Befehl dieſes Miniſters, auch mit nachher zu meinem gröſten Troſte erfolgtem allergnädigſten Beyfall Seiner Majeſtät unſers Königs, meine bekannte patriotiſche Abhand-

handlung über die Windepidemie in Hannover und die ſogenannte Neüe Krankheit; und ſezte ſie in das Hannöveriſche Magazin. Dieſe Neüe Krankheit beſtand weiter in nichts, als in denen damals in Hannover eben nicht durchgängig, aber ſonſt überall in der Welt bekannten, und wahrlich nicht immer gefährlichen gallichten Fiebern.

Furcht und Angſt vor der peſtilenzialiſchen Krankheit, wofür ein damals unter uns groſſer und ſeitdem verſtorbener Eſculap dieſe gallichten Fieber ausgab, herrſchte überall, und zumal bey dem hohen Adel in Hannover. Eben war unſer Miniſter, Freyherr von Behr, unter der Aufſicht unſers Eſculaps, an einem gallichten Seitenſtich geſtorben; und darum erregte der liſtige Mann dieſen mörderlichen Lerm. Aber verſchwunden war alle Furcht, alle Angſt, und aller Schrecken, ſobald mein Blatt erſchien: unſere Welt war izt ſo ſehr mit mir beſchäftigt, daß ſie darüber die Peſtilenz vergaß!

Eine fürchterliche Weiberepidemie entſtand gegen mich in Hannover. Ich hatte haarklein, zum Danke für meine patriotiſche That, das nemliche Schickſal in Hannover, wie mein Freund der heilige Hieronymus in Rom! — Mit Zügen, die nicht leicht vergehen werden, weil ſie nach der nackten Natur gezeichnet ſind, habe ich jene Römiſche Weiberepidemie, wegen ihrer groſſen Aehnlichkeit mit der Hannöveriſchen, im erſten Theile meines Buches über die Einſamkeit ausführlich geſchildert; und ich zeige dieß hier bloß deswegen an, weil kein Menſch in Hannover jenes Gemählde verſtand (*). Sanct Hieronymus, der arme Schelm,

(*) Das war auch ganz natürlich; denn unſere izt ſo ſehr ausgebildete Welt, hat gar keinen Begriff von unſerer ehmaligen Roheit. Hannover iſt umgeſchaffen, iſt neugebohren, iſt ganz und gar nicht mehr, was es im Jahre 1772 war. Unſere Denkart war ſklaviſch, izt iſt ſie frey, ſelbſtſtändig, männlich, liberal, und edel, unter

Schelm, erweckte gegen ſich dieſe Weiberepidemie, eben ſo wie ich, durch nichts als ein Blatt; das iſt, durch ſeinen berühmten Brief an die ſchöne Cüſtochium über die Feſthaltung der Jungferſchaft!

unter gebildeten Menſchen von allen Ständen. Jede Art von Unvernunft muß, Gott Lob, izt in Hannover im Dunkeln ſchleichen; und die allereingewurzelteſten Vorurtheile zeigen ſich bey uns, öffentlich, nicht mehr anders als mit Beſcheidenheit. Wir verdanken dieſe Fortſchritte, dem allmählig, und ganz im Anfang auf ſehr dornichten Wegen, unter uns emporgekommenen Freyheitsgeiſte, der laut und öffentlich Alles bey ſeinem Namen nennt; und dann der weit höhern und allgemeinern Cultur, die, in ſo kurzer Zeit, in keiner Stadt von ganz Deütſchland ſo ſchnell gewachſen iſt, wie in Hannover. Aber, zu dieſem Freyheitsgeiſte gaben die immer mehr unter uns ausgebreiteten gröſſern philoſophiſchen und politiſchen Ideen, uns nur das Vermögen — und unſer Brittiſcher König, Georg der Dritte, **den Muth.**

Indeß da dieß alles in Hannover vorgieng, freüten ſich alle meine Freünde in ganz Europa über meine Geneſung, und auch über meine Unterredung mit Friedrich dem Groſſen. Einige billige Ausnahmen, gab es zwar damals in Abſicht auf beydes; und noch Jahre nachher, in Abſicht auf den Eindruck zumal, den dieſe Unterredung bey mancherley Menſchen machte. Aber keine von allen dieſen Ausnahmen, war ſo comiſch, wie die von einem Schulmeiſter in Zürich, Namens Hottinger, der ſich beſonders gut auf witzige Einfälle zu verſtehen ſcheint, und der nach fünf ganzen Jahren ſich noch immer härmte und quälte, daß mir etwas Merkwürdiges und Schönes begegnet ſey, das einem Schulmeiſter in Zürich nicht auch begegne (*).

In

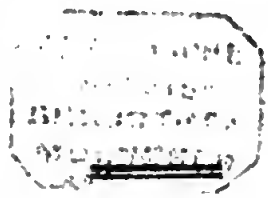
(*) Ich ſpreche hier von dem nemlichen Herrn Schulmeiſter Hottinger, der auch in der Berliniſchen Monatſchrift (vom December 1786) ſein Kinn hervordrückt.

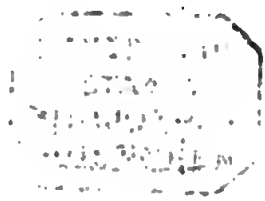
In einem unwitzigen Buche, das niemand liest (**), erzählet dieser witzige Schulmeister: Er habe schon oft gezweifelt, ob Ihn die Mutter Natur nicht vielleicht zum Husarenlieutenant gebohren habe; aber denjenigen fürchte Er doch, den Er nicht eher sehe, als bis er Ihn bey der Kehle faßt! — Dann erzählet Er eine Unterredung zwischen Ihm, ein paar empfindsamen Mädchen, und einem alten Mann mit einem schneeweissen Barte; und wie Er dann, mit diesem alten Manne, Thee getrunken habe! Sodann läßt Er uns wissen, wie Er ferner, mit diesen Mädchen, im Walde Heidelbeeren gesucht, und wie Er (der Herr Husarenlieutenant) und die empfindsamen Mädchen, sich mit Tannzapfen geworfen!

Endlich schliesset der witzige Schulmeister diesen Brief (denn das unwitzige Buch ist in Briefen

(**) Briefe von Selkof an Welmar. Zürich 1777. S. 35—49.

Briefen geſchrieben) mit dieſen Worten: „Wenn „Sie übrigens finden, daß ich Sie in dieſem „Brief oft mit unbedeutenden Dingen unter„halten habe: ſo bedenken Sie, daß ein Be„ſuch bey einem neunzigjährigen Manne, der „beynahe ſeit einem halben Seculum der Welt „abgeſtorben iſt, ſeiner Natur nach, unmöglich „ſo witzig ausfallen kann, als wenn der groſſe „Friedrich — und Zimmermann zuſammen „kommen!“





Namen-

Namenregiſter.

A.

Alba (Herzog von) . . 232.
Alexander der Groſſe . 62. 63.
Algarotti . . . 206. 207.
Alembert (d') . . 195. 196. 274.
Anhalt Deſſau (Leopold Friedrich Franz, regierender Fürſt von) . 97. 155. 158. 191. 192.
Anhalt Deſſau (Louiſe, regierende Fürſtinn von) 97. 98. 151.
Argens (Marquis d') . 206 207.
Arndt (Johann) . . 192.
Aurelius (Kaiſer Marcus) . 43. 276.

B.

Beaumarchais . . 202.
Beguelin (Nicolaus) Academiſt in Berlin 86.
Behniſch, Untergouverneur des Kronprinzen von Preüſſen . . 87.
Behr (Freyherr von) Miniſter in Hannover 327.

Beülwitz (Freyherr von) Miniſter in Hannover 126.
Beyer, geheimer Kabinetsrath in Potsdam 145. 148.
Biſchofswerder (Major von) nunmehr Oberſtlieutenant und Flügeladjutant des Königs 155.
Brandes (Hofrath) in Hannover 200.
Braunſchweig (Carl, regierender Herzog von) 158. 159. 223.
Braunſchweig (Herzog Friedrich von) Preüſſiſcher General 160.
Braunſchweig (Philippine Charlotte, verwitwete Herzoginn von) 159. 210.
Braunſchweig (Auguſta, Princeſſinn von) 159.
Brendel, Profeſſor in Göttingen 318.
Budäus, Geheimerrath in Berlin 170.
Büſching, Oberconſiſtorialrath in Berlin 295.

C.

Caglioſtro 70.
Camas (Gräfinn von) Oberhofmeiſterinn der Königinn, Mutter Friedrichs des Groſſen 213.
Cat (von) Lecteur des Königs 196. 248. 304. 305. 306. 307. 308. 309. 310. 321. 322. 323. 324.

Catha-

Catharina die Zweite, Kaiſerinn von Rußland 68. 69. 70. 71. 95. 131. 132. 293. 303.
Cato 248.
Cicero 190.
Cocceii (Oberſte von) vormals Preüſſiſcher Geſandter in Schweden 308.
Cothenius (Geheimerrath) Leibarzt des Königs 31. 32.

D.

Dolgorucki (Fürſt) Ruſſiſchkaiſerlicher Geſandter in Berlin 189.

E.

Eberhard, Profeſſor in Halle 295.
Eliſabeth, Kaiſerinn von Rußland 107.
England (König Georg der Dritte von) 293. 326. 329.
England (Prinz Wilhelm von) 57.
Erdmansdorf (Freyherr von) 76.

F.

Fevre (le) Oberſtlieutenant bey den Preüſſiſchen Ingenieurs 221. 222.
Finkenſtein (Graf von) Miniſter in Berlin 189.

Freſe

Frese (Hofmedicus) Geheimerrath, und Arzt der Cadetten in Potsdam 32. 106. 107. 184. 185.
Frize (Doctor) anizt Preußischer Geheimerrath, aber nicht Oberaufseher der Lazarethe 139. 140. 141. 144. 145. 146. 147. 148. 149. 150. 161.

G.

Garve . . . 204.
Gedicke, Oberconsistorialrath und Oberschulrath in Berlin . . . 163.
Gellert . . . 129. 204.
Gemmingen (Freyherr von) Minister in Hannover 326.
Gibbon . . . 50. 51.
Gleim . . . 204.
Görz (Graf von) Generallieutenant bey der Preußischen Cavallerie 34. 186. 189. 190. 191.
Gottsched . . . 202. 210.
Groß (Freyherr von) Russischkaiserlicher Gesandter in Hamburg und bey dem niedersächsischen Kreise 293.
Guibert (Graf von) französischer Brigadier, und Kriegsrath in Versailles . 226.

H. Haller

H.

Haller 52. 205. 212. 311. 312. 313. 317.
Herzberg (Graf von) Miniſter in Berlin 7. 144. 177. 179. 186. 189. 225. 301.
Hieronymus (Sanct) der Kirchenvater 328. 329.
Horſt (Freyherr von der) Miniſter in Berlin 301.
Hottinger (Johann Jacob) Schulmeiſter und Huſarenlieutenant in Zürich 330. 331. 332.
Hume 50.

J.

Joſeph (Kaiſer) der Zweite 23. 43. 44. 312. 313. 314.
Julian (Kaiſer) 268.

K.

Karſchinn (Frau) 19. 20. 282.
Keith (Feldmarſchall) 43.

L.

Lamberg (Maximilian, Graf von) 313.
Lambert, Academiſt in Berlin 86.

Lavater . . 87. 88. 256.
Leibnitz . . . 169.
Lentulus (Robert Scipio, Freyherr von) Generallieutenant bey der Preüſſiſchen Cavallerie, und ſeitdem Landvogt zu Könitz bey Bern 86. 238. 239.
Leopold (Kaiſer) . 241. 242. 243.
Leſſing . . . 9.
Leüchſenring . . 95. 96. 98.
Lichtenſtein (Freyherr von) Oberhofmarſchall in Hannover . . 125.
Locke . . . 50.
Lucchesini (Graf) Kammerherr des Königs 34. 71. 99. 101. 102. 127. 144. 145. 154. 186. 189. 190. 191. 192. 193. 194. 195. 196. 197. 198. 200. 201. 232. 234. 269. 272. 274.
Lucretius . . . 208.
Ludwig (König) der Vierzehnte . 205.

M.

Maintenon (Frau von) . 302.
Marſhal (Lord) . . 78.

Mau-

Maupertuis . . 303.
Meckel, Academiſt und Profeſſor in Berlin 289. 290. 291. 292. 297. 298. 299. 300. 302. 303. 304. 325.
Meckel, der Sohn, izt Profeſſor in Halle 290. 297. 304.
Meiners, Profeſſor in Göttingen . 52.
Mendelsſohn . . 294. 296.
Merian, Academiſt in Berlin . 86.
Micheleſſi (Abt) . . 74. 75.
Mirabeau (Graf von) . 210. 211. 225.
Mitchel, Engliſcher Geſandter bey dem König 247. 248. 249.
Montaigne . . . 316.
Müller (Johannes) Kabinetsſecretair und Hofrath in Mainz . . 174.
Münchhauſen (Freyherr von) Miniſter in Berlin 246. 247. 301.
Münnich (Feldmarſchall von) . 217.

N.

Newton . . . 50.

Nicolai (Friedrich) Buchhändler und Gelehrter in Berlin . . 70. 205. 294.
Noel, Küchencommandant des Königs 124. 125.

O.

Obereit . . . 271.
Offenberg (Freyherr von) Hofmarschall des Herzogs von Curland . . 188.
Oranien (Friederike, Erbstadthalterinn von) 258.

P.

Palladio . . . 74. 75.
Pavian (Pater) Franciscaner Ordens . 8.
Pinto (Graf) Oberster von den Ingenieurs, nunmehr General . . 186.
Plutarch . . . 190.
Preüssen (Sophie Charlotte, Gemahlinn König Friedrichs des Ersten von) . 169.
Preüssen (König Friedrich Wilhelm der Erste von) 114. 169. 170. 171. 192. 213. 219.
Preüssen (Sophie Dorothee, Gemahlinn König Friedrich Wilhelms des Ersten von) 219.

Preüſſen (Auguſt Wilhelm, Kronprinz von) Vater des iztregierenden Königs 235. 236. 237.
Preüſſen (König Friedrich Wilhelm der Zweite von) 76. 154. 155. 188. 192. 210. 211. 236. 258. 263.
Preüſſen (Friedrich Wilhelm, iziger Kronprinz von) 86. 268. 269.
Preüſſen (Friedrich Ludewig Carl, Prinz von) 97.

Q.

Quitenbaum (Johann Heinrich Friedrich) Bildſchnitzer in Hannover 63. 64.

R.

Rammler 295.
Reüß (Graf von) Oberhofmarſchall in Berlin 300.
Richter, Profeſſor in Göttingen 317.
Robertſon 50.
Rohdich (Generallieutenant von) Commandant von Potsdam 183. 184.
Rouſſeau (Johann Jacob) 198. 316.

S.

Sachsen (Marschall von) . 235.
Sack, Oberconsistorialrath und Oberhofprediger in Berlin . . 294. 295. 296.
Schaffgotsch (Graf von) Oberstallmeister in Berlin 300.
Scheele (General von) Commandeur des ersten Bataillons der Garde in Potsdam 183. 184. 185.
Schmid, Rathsherr in Brugg . 284.
Schmidt, Kupferstecher in Berlin . 200.
Schmucker, Generalchirurgus der Preüssischen Armee 283. 290. 297. 304. 305. 306. 308. 310. 320. 321. 322.
Schöning, damals königlicher Kammerhusar, nunmehr königlicher Kämmerier 21. 22. 23. 27. 29. 30. 31. 33. 34. 55. 60. 111. 273.
Schweden (König Gustav Adolph von) 174.
Schweden (König Gustav der Dritte von) 79.
Schwerin (Graf von) Oberstallmeister in Berlin 186. 189.
Segner, Professor in Göttingen . 317.

Seidlitz

Seidlitz (Präsident von) in Breslau . 268.
Selle (Christian Gottlieb) königlicher Leibarzt und Professor in Berlin 6. 22. 30. 31. 32. 33. 38. 39. 164. 167. 168.
Simon, Buchdrucker in Paris . 235.
Spalding, Oberconsistorialrath und Probst in Berlin . . 295. 296.
Spregel, Professor in Berlin . 295.
Stamford (Oberstlieutenant von) 87. 226. 229. 233.
Suhm (Geheimerrath von) Churfächsischer Gesandter in Berlin und Petersburg 213. 215. 216. 217.
Sulzer (Johann Georg) Academist, und Professor an der Ritteracademie in Berlin 86. 203. 204. 206. 207. 235. 236. 237. 247. 248. 294. 296. 299. 302. 306.
Sulzer, ein Candidat aus Winterthur 295.
Swieten (Freyherr von) Römischkaiserlicher Gesandter in Berlin . . 301.

T.

Tacitus . . . 116.
Tell (Wilhelm) . . 86.

Teller, Oberconsistorialrath und erster Prediger an der Petrikirche in Berlin . . 295. 296.
Theden, Generalchirurgus der Preüssischen Armee 32. 290. 291. 297.
Thomas (Meister) der Schuster in Berlin 295. 296.
Tissot . . . 289. 314. 324.
Touche (de la) französischer Gesandter in Berlin 245. 246.
Türenne (Marschall von) . 198. 199.

V.

Valori (Märquis de) französischer Gesandter in Berlin . . . 243.
Vergennes (Graf von) Staatsminister von Frankreich . . . 195.
Vestris, Operntänzer in Paris . 230.
Voitus, Professor der Chirurgie in Berlin 290. 296.
Voltaire 190. 201. 202. 206. 207. 210. 230.

W. Wa-

W.

Warens (Frau von) . . 263.
Wartensleben (Graf von) Oberhofmeiſter in Berlin . . . 300.
Wegelin (Jacob) Academiſt und Profeſſor bey der Ritteracademie in Berlin . 86. 203. 295.
Weimar (Carl Friedrich, Erbprinz von) 97.
Wrisberg, Profeſſor in Göttingen . 52.

Y.

York (Friedrich, Herzog von) Biſchof von Osnabrück 10. 14. 15. 24. 25. 26. 56. 57. 58. 59. 143. 152. 153. 325.

Verbeſſerungen.

S. 4. Z. 15. Lies: ſchlucken, ſtatt ſchlücken.

S. 70. Z. 10 und 11. Lies: ein vergleichendes Gloſſarium, ſtatt ein Vergleichen-Gloſſarium.

S. 105. Z. 7. Lies: in Verwirrung, ſtatt in eine vermaledeyte Verwirrung.

S. 109. Z. 15. Lies: ſchlucke, ſtatt ſchlücke.

S. 119. Z. 10. Lies: geſchlucket, ſtatt geſchlücket.

S. 161. Z. 18. Lies: Sie wähnten, ſtatt man wähnte überall.

— — Z. 21. Lies: Man verzeihe, ſtatt Ach verzeiht.

S. 162. Z. 12. Lies: in Geſellſchaft, ſtatt in eürer Geſellſchaft.

— — Z. 21. Lies: dem Beneideten, ſtatt dem armen Beneideten.

— — Z. 22. Lies: zu verachten, ſtatt leiſe zu verachten.

S. 191. Z. 13. Lies: Arndts, ſtatt Arndt.

S. 202. Z. 6 und 7. Lies: König Friedrich dachte, sprach und schrieb, schon als Knabe und als Jüngling am liebsten französisch, hieng in seinem ganzen Leben doch immer nur an französischer Litteratur, schrieb in dieser Sprache alle seine Werke. Aber warum achtete Er gar nicht auf jenes helle Sonnenlicht —

S. 202. Z. 14. Lies: solcher Litteratur, statt solcher deütschen Litteratur.

S. 210. Z. 7, 8, 9, 10, 11. Lies: Groß und gut war indessen doch in allen Dingen und zu allen Zeiten, der König, obschon Er nur französische und nicht deütsche Bücher las, keine Magister zum Essen bat, und aus Voltaire mehr machte als aus Gottsched. Bis an seinen Tod hat man dennoch an seiner Güte gezweifelt.

S. 213. Z. 17 und 18. Lies: und Güte, statt und guter Laune.

S. 215. Z. 3. Lies: So gewiß waren darum die Franzosen.

— — Z. 9. Lies: Auch erschien ein französisches Epigramm.

S. 215. Z. 24 und 25. Lies: kann ich ihr nichts verbürgen, ſtatt kann ich freylich der guten Dame nichts verbürgen.

S. 216. Z. 7. Lies: und doch ſchon als Kronprinz, ſtatt und als Kronprinz.

S. 234. Z. 12 und 13. Lies: man verfolget mich mit Plattitüden, ſtatt man verfolget mit Plattitüden.

S. 268. Z. 17 und 18. Lies: Grundſätze einer äuſſerſt vernünftigen Religion, ſtatt Grundſätze der einzigen wahren und einzigen vernünftigen Religion.

S. 286. Z. 19 und 20. Lies: mich marternder, ſtatt mit marternder.

S. 308. Z. 8. Lies: Cocceii, ſtatt Coccei.

S. 314. Z. 4. Lies: Methoden, ſtatt Methode.

Nachricht.

Nachricht.

Wir laſſen dieſes Buch durch eine geſchickte Hand, unter folgender Aufſchrift ins Franzöſiſche überſetzen: Entretiens avec Fréderic II, Roi de Pruſſe, peu de tems avant ſa mort. Accompagnés de quelques Remarques.

Leipzig, in der Oſtermeſſe 1788.

Weidmanniſche Buchhandlung.

Bayerische Staatsbibliothek München